MARIENBOTE



September 1944

Inhalt

OUR GREATEST TREASURE

Like to a jewel
Of priceless worth,
The greatest treasure
We have on earth,

Is our God-given Faith
Which sheds its ray
On the heart and soul
In a mystic way.

It leads us onward
To heaven above
In the light of our Maker's
Eternal love.

Oh, who would exchange
A gem like this,
For worldly goods
Or transient bliss!
(Prairie Blossoms)

Der Marienbote

Monatsschrift für die katholische Familie. Herausgegeben von den Oblatenpatres zu Regina. Adresse: The Marian Press, 922-24 Victoria Ave., Regina, Sask., Canada. Preis: $1.00 jährlich.

A monthly magazine for the Catholic family. Published by the Oblate Fathers at The Marian Press — 922-24 Victoria Ave., Regina, Sask., Canada. Price: $1.00 a year.

Schriftleiter - Rev. Father H. Krawitz, O.M.I. – Editor
Rev. Father J. Peters, O.M.I. — Assistant Editor

Nr. 12 September 1944 12. Jahrgang

Dies und Das

Wenn der Krieg zuende ist

Wenn der Krieg zuende ist, werden wir uns wieder alles kaufen können, was unser Herz begehrt — vorausgesetzt selbstverständlich, dass wir das nötige Geld dazu haben. Das liebe Geld ist ja immer der grosse Haken, an dem die meisten Menschen hängen bleiben. Heute ist ja etwas Geld vorhanden, man kann sich aber dafür nicht kaufen, was man gerne haben möchte. Und wenn alles wieder im Ueberfluss da sein wird, Autoreifen, Waschmaschinen, Möbel, Bier, Dachrinnen und was wir gegenwärtig sonst noch entbehren müssen, dann wird man wieder kein Geld haben, sich diese Sachen anschaffen zu können.

Heute wollen wir noch nicht prophezeien, wie es nach dem Kriege mit unserem Gelde bestellt sein wird. Ob aber gut oder schlecht: Seien wir vorsichtig mit dem Ausgeben. Kaufen wir nicht sinnlos drauf los, denn gerade das sinnlose Kaufen von überflüssigen Sachen ist einer der grössten Wirtschaftsfeinde des kleinen, ärmeren Mannes. Es ist nicht richtig, wenn man denkt, die ganze Wirtschaft des Landes sei von den grossen Kapitalisten regiert. Die Kapitalisten wirtschaften und rechnen mit dem Dollar des kleinen Mannes — den der kleine Mann nicht zu bewirtschaften versteht, und der dadurch dem Grosskapitalisten immer mehr in die Hände gespielt wird.

Was heisst denn eigentlich wirtschaften? Wirtschaften heisst mit Geld und Gütern so umgehen, dass man vor aller Not bewahrt bleibt, und dass man sogar noch einen kleinen Ueberschuss einstreicht, den man für die Verfeinerung des persönlichen Lebens gebrauchen kann. Erster Grundsatz aller Wirtschaft heisst also immer Versorgung.

Die Geldwirtschaft, wie wir sie bis jetzt kannten — und auch kräftig unterstützten — hatte nicht im Sinn, uns mit Gütern zu versorgen, sie wollte verdienen. Um das zu können, arbeitete sie nach folgendem Plan: Jeder Geschäftsmann, der viel verdienen will, muss so viel als nur möglich von seinen Waren verkaufen. Um recht viele Käufer anzuziehen, sucht der gute Geschäftsmann seine Ware billiger zu verkaufen als sein Nachbar und Konkurrent. Zu gleicher Zeit muss aber trotz billigerer Preise doch noch so viel verdient werden, dass der Geschäftsmann finanziell stärker bleibt als alle anderen Geschäftsleute der Konkurrenz.

Um nun billiger verkaufen und mehr verdienen zu können, muss der Fabrikant danach trachten, so wenig wie nur möglich für die Herstellung seiner Waren auszugeben. Dieses kann er auf zwei Wegen erreichen: Erstens durch Arbeit mit Maschinen, die ihm so und so viel Lohngelder

erspart, und zweitens durch niedrige Löhne, die den noch übrig gebliebenen Arbeitern gezahlt werden. Die erste Folge davon ist Verarmung des Arbeiters, der entweder keine Arbeit hat, weil die Maschine für ihn arbeitet, oder aber für seine Arbeit nur sehr geringen Lohn erhält.

Die zweite Folge aber ,der gegenüber wir vollständig blind sind und die uns weit mehr schadet als wir ahnen, liegt in einem dem Geschäftsmann notwendigen Umschwung in der Herstellung von Waren. Der Geschäftsmann ist von der Kaufkraft der Massen abhängig. Es nützt ihm nicht viel, billige Waren herzustellen, wenn die Massen kein Geld haben, diese Waren zu kaufen. Der Grossfabrikant könnte ja Geld unter die Massen bringen. Er brauchte nur bessere Löhne zu zahlen und an Stelle der Maschine Arbeiter anzustellen. Das aber will er nicht, so lange er ohne die damit verbundenen Auslagen doch noch verdienen kann, und das kann er. Wenn der ärmere Mann nicht mehr kauft, weil er kein Geld hat, dann beginnt der Fabrikant solche Sachen herzustellen, die von besser gestellten Klassen gekauft werden und die zu gleicher Zeit so verlockend und versuchend sind, dass sie auch dem Armen den lezten Pfennig aus der Tasche zu ziehen imstande sind. Diese neuen Waren, die das Geschäft trotz aller Massennot im Gange halten, sind die ungeheuren Mengen von Autos, Radioapparaten, Filmen, Schönheitsmitteln usw., die von unserer Geschäftswelt hergestellt werden. Das alles lockt, und wir kaufen es ohne uns zu fragen: Wo stammt denn eigentlich das Kapital her, mit dem alle diese teuren Sachen hergestellt werden? Wenn man so viel Geld für die Herstellung dieser Dinge hat, warum kann man da wohl nicht auch die allernotwendigsten Dinge wie Nahrungsmittel, Kleidung und Medezin für billiges Geld auf den Markt bringen?

Man könnte es. Unsere Erde ist reich genug, noch viel mehr Menschen zu ernähren, zu bekleiden und mit gewissen Bequemlichkeiten zu versorgen, als es heute geschieht. Man verdeckt dem ärmer Gestellten aber ordentlich die Augen, damit er nicht sehe, wie er mit seinem eigenen Gelde Systeme finanziert, die ihn ans Hungertuch bringen.

Interessieren wir uns einmal etwas näher dafür. Unsere Konsumgesellschaften (Co-op movements) haben den Arbeitern und Landleuten gezeigt, wie man sein Geld mit wahrem Segen bewirtschaften kann. Lernen wir doch einmal da, und schauen wir auch einmal nach, was für Wirtschaftslehren die katholische Kirche hat, von der man immer sagt, sie solle sich nicht in die Politik mischen. Wir würden sehen, dass die Kirche sich nicht in Politik mischt, dass sie aber den Grundsatz der Gerechtigkeit verteidigt, in den sich der Geschäftssinn der Welt in brutaler Weise eingemischt hat.

* * *

Eine weitere Nachkriegssorge Unsere Jugens und Mädchen werden aus der Armee entlassen und heimkehren. Und eine lange Reihe anderer Jungens und besonders Mädchen werden aus den Grosstädten, wo sie jetzt arbeiten, in die Heimat zurückkehren. Mit ihnen wird ein neuer Geist bei uns einziehen, ein Geist, den man in katholischen Familien, besonders auf dem Lande, nicht gewohnt ist. Unsere Jugend hat in die Städten Dinge kennen gelernt, die nach altem, gut katholischen Sinn sündhaft sind.

Hier heisst es klug sein und vorbauen. Der grösste Teil unserer Landjugend ist unverdorben in die Städte und auch in die Armee gekommen. Langsam nur gelang es der Sünde, sich in ihre Herzen und Gewissen einzuschleichen. Jeder Priester, der mit diesen jungen Leuten in Berührung steht, weiss von langen und schweren Kämpfen zu erzählen, die sich in so manchem Buben- und Mädchenherz abgespielt, bis sie der Sünde zum Opfer fiehlen.

Mit derselben hartnäckigen Geduld, mit der die Versuchung arbeitet, muss sich auch das Gute wieder in ihre Seelen einzunisten suchen. Das Gute kommt nie durch Gewalt, es kommt nur durch Güte und Langmut. Deshalb wollen wir weder richten noch in schimpfenden Worten uns ergehen, wenn unsere Jugend mit Dingen heimkommt, die manchen von uns vielleicht erschrekken werden.

Es muss alles getan werden, unsere zurückkehrende Jugend auf dem Lande zu halten. Wenigstens so lange, bis sie moralisch wieder auf beiden Füsse stehen. Hier bei uns sollten wir jetzt schon junge Buben und Mädchen vorbereiten, die von den Schwierigkeiten der Heimkehrenden wissen und die durch geplanten Umgang mit ihnen und durch rein katholisches aber interessantes Vereinsleben die Heimkehrer unter ihren Einfluss bekommen. Dieses Vorbereitungswerk ist von allergrösster Wichtigkeit. Sein Ziel ist zweifach: Es soll die heimkehrende Jugend zurückgewinnen für die Ideale des christlichen Lebens, und es soll die daheimgebliebene Landjugend schützen vor allen neuen Ansichten und Lebensarten, die viele der Heimkehrer ganz bestimmt mitbringen werden.

Nehmen wir diese Sache nicht leicht, eine ungeheure Verantwortung liegt auf unseren Schultern. Es ist wahrhaftig ungerecht, auf die "verdorbene Jugend" zu schimpfen, wenn zu gleicher Zeit nichts getan wird, dieser Jugend aus dem

(Fortsetztung auf Seite 21)

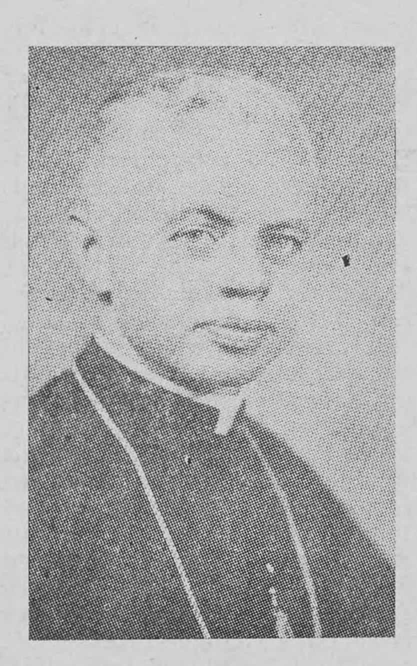
Der neue Bischof von Saskatoon

Sehr viele unserer Leser gehören zur Diözese Saskatoon. Ihnen allen liegt es sehr am Herzen, ihren neuen Bischof, den Hochwürdigsten Herrn Philipp Franz Pocock, kennen zu lernen. Wie sehr sich Bischof Pocock gerade für jenen Teil seiner neuen Diözese interessiert, in dem fast alle Katholiken Marienbotenleser sind, erweist sich daraus, dass seine erste Reise eine Reise durch die St. Josephskolonie war. Jeden Priester der Kolonie besuchte der Hochwürdigste Herr, und überall stellte er mit Freuden fest, dass er weit mehr vorfand, als er zu erwarten gewagt.

Der neue Bischof von Saskatoon ist der jüngste Bischof Canadas. Geboren vor 38 Jahren im Osten des Landes, entschloss er sich sehr früh für den Priesterberuf. Seine theologischen Studien machte er im Priesterseminar zu London, Ontario. Nach seiner Priesterweihe, im Jahre 1930, sandte Msgr. Mahoney, Rektor des Priesterseminars von London, den jungen Priester, Ph. F. Pocock nach Washington und später nach Rom, damit er sich auf seine zukünftige Arbeit als Professor vorbereite.

Nach seiner Rückkehr von Rom begab sich der neue Professor an das Priesterseminar Londons, wo er Moraltheologie und kanonisches Recht dozierte. Sein Vorgesetzter, Msgr. Mahoney, nannte ihn öffentlich "die beste Kraft meines Seminars".

Am Karfreitag dieses Jahres wurde der Professorenarbeit des



Hochwürdigsten Herrn ein Ende gesetzt. Der Apostolische Delegat berief ihn per Telegramm nach Ottawa. Als Professor Pocock von Ottawa nach London zurückkam, kam er als vom Heiligen Vater ernannter Bischof Saskatoons.

Am Mittwoch, den 19. Juli d.J. wurde der neue Bischof, nachdem er in London die bischöfliche Weihe erhalten hatte, in seiner neuen Kathedrale zu Saskatoon inthronisiert.

Nach der kirchlichen Feierlichkeit, an der fast alle Erzbischöfe und Bischöfe des Westens so wie auch eine grosse Zahl von Priestern teilnahmen, sprach der neue Bischof ein Wort, das besonders den deutschsprechenden Katholiken anging.

"Zum ersten mal bin ich in der Diözese Saskatoon. Im Osten schon hörte ich, dass sehr viele meiner neuen Diözesankinder deutscher Abstammung sind. Ich habe sie noch nicht gesehen. Aber ich habe aus dem Munde vieler Priester gehört, und ich habe mich im Osten selbst davon überzeugen können, dass die deutschsprechenden Katholiken jenen angehören, die ihren Priestern die meiste Verehrung entgegenbringen."

Das war ein sehr schönes Wort. Ein besseres Lob hätten unsere Leute nicht erhalten können. Nun liegt es aber auch an uns, dem Hochwürdigsten Herrn zu zeigen, dass er sich in seinem Urteil nicht geirrt.

Der Marienbote, und mit ihm alle seine Leser, drückt hiermit dem neuen Bischof von Saskatoon, dem Hochwürdigsten Herrn P. F. Pocock, die herzlichsten Glückwünsche zu seiner neuen Amtsernennung aus. Und im Namen aller verspricht er auch den althergebrachten kirchlichen Gehorsam dem Hochwürdigsten Herrn Bischof und seinen Priestern gegenüber. Unsere Gebete und unsere Hilfe, wo immer der Hochwürdigste Herr Bischof sie braucht, wollen wir so geben, wie unsere Väter es getan, die stolz darauf waren, der katholischen Kirche mit Herz und mit Hand dienen zu können.

Seine Rache

Erzählung von Therese Stamen

"Sie sind erlöst." Wie jubelnder Engelgesang hatten diese Zauberworte in den Ohren des bleichen Mannes geklungen, der soeben hocherhobenen Hauptes aus dem Portal eines dunklen Gebäudes der Stadt M. tritt. Dumpf fällt unter seinem derben Faustschlag das schwere Tor ins Schloss, zwei grosse, glänzende Augen, in denen es flakkert und loht, werfen einen letzten, fast triumphierenden Blick auf die nackten, mächtigen Mauerwände mit ihren düsteren, durch schwere Eisenstangen vergitterten Fenster des Hauses. Fast unheimlich und gespensterhaft starrt es aus dem übrigen freundlichen Häuserkomplex hervor. Man sieht auf den ersten Blick, es ist jenes Gebäude, hinter dessen hohen Mauern rohe Verbrecher in stumpfer Gleichgültigkeit oder in quälenden Gewissensbissen und bitterer Reue eine böse Tat verbüssen. Manchmal verdammt aber auch ein grausiges Geschick einen Unschuldigen zu der bitteren Strafe einer Gefängnishaft. Jener Mann mit dem bleichen Aussehen und dem aschfahlen Gesicht gehört auch zu den Unglücklichen, die das Schicksal sich zum Opfer auserkoren. Heute ist nun seine Zeit verstrichen, er darf den schrecklichen Ort, der sein namenloses Elend und seine grenzenlose Verzweiflung gesehen, verlassen. Ein überströmendes Glücksgefühl durchwallt seinen schmächtigen Körper. Hei, jetzt ist er der drückenden Fesseln entledigt, die ihm das Leben zu einem Martyrium stempelten; abgestreift sind die rasselnden Ketten, denen er seine steifen und ungelenken Glieder verdankt. Frei darf er sein, frei Gottes herrliche Natur geniessen. Modrige und dumpfe Kerkerwände dürfen ihm nicht mehr den Blick zum blauen Himmelsdom verwehren. Endlich soll die heisse, unüberwindliche Sehnsucht, die wie ein nagender Wurm an seinem Lebensmark zehrte, gestillt werden, er darf in seine Heimat zurückkehren. Die Spiegelscheibe eines Schaufensters wirft sein Bild zurück; entsetzt starrt er auf die hagere Gestalt mit den eingefallenen, todbleichen Wangen. Das ist nicht der Mann, der vor wenigen Monaten strotzend vor Gesundheit und Kraft die Gefängniszelle betrat,das ist nur ein Schatten seines früheren Selbst. Haha! Ein bitteres Auflachen! Hätte er es anders erwarten können? Kerkerluft macht fahl und bleich und müde. Gram und Verdruss, diese ärgsten Feinde und stillen Zerstörer der Gesundheit, konnten mit ihren Leistungen zufrieden sein. Nur den Glanz seiner märchenhaft schönen Augen hatten sie ihm nicht rauben können, eben jetzt strahlten sie in unveränderter Schönheit. Nur fort, fort aus dem Getriebe der Grosstadt, wo die Menge ihn schiebt und drängt, langweilige, gleichgültige Gesichter ihn anstarren, endlos lange Häuserreihen und enge, schmale Strassen ihm den Atem beengen und die Brust beklemmen. Das nächste Dörfchen mit den harzduftenden Tannenwäldern und den rauschenden Buchenhainen ist seine Heimat, sie wird ihn mit liebenden Armen umfangen, da kann er ausruhen auf der trauten Scholle und aus ihrem süssen Duft Vergessenheit trinken für die Schmach, die er erduldet. Bald ist er dem Grossstadtleben entronnen. Auf freiem Felde dehnt und reckt er sich und atmet mit vollen Zügen den würzigen Duft ein, den die schmeichelnde Frühlingsluft den Wiesen und Feldern entlockt. Die hagere Rechte greift nach dem wildpochenden Herzen, um das

---

Stehen wir nicht oft unter Sternen allein —
Ahnend unendliche Räume?
Fühlen wir dann nicht, wie klein unser Sein —
Vergehend wie in Nichts wie Träume?

Sind wir nicht gleich einem Stern, der fällt
Aufleuchtend ins Dunkel verloren?
Wäre nicht Gott und die Ewigkeit —
Wir wären umsonst geboren.

(Ludw. Goltermann)

Hämmern und Klopfen zu dämpfen, das der Anblick seines Heimatdörfchens hervorgerufen. — Doch, was ist es, was sich plötzlich so eisigkalt um sein wundes Herz legt und ihm die Kehle zuschnürt? Ein altes Mütterchen humpelt schwerfällig auf einem Stocke daher, es betrachtet den entlassenen Sträfling mit unverhohlenem Staunen, Argwohn und Misstrauen prägen sich in seinem Antlitz aus, scheu und ohne Gruss takelt es vorüber. Jetzt weiss plötzlich der Heimgekehrte, was jenes drückende, unbehagliche Gefühl zu bedeuten hatte, es war die Angst, wie man den Zuchthäusler in der Heimat, wohin es ihn mit qualvollem Drängen zog, aufnehmen würde. Er ist ja gebrandmarkt, ein Ausgestossener, das Mal der Schande trägt er auf der Stirn. Ein kalter Frost schüttelt seinen Körper, unwillkürlich hemmt er den Schritt. Doch nein, ein Schreckbild muss ihn genarrt haben, seine erregte Phantasie gaukelt ihm Gespenster vor, die in Wirklichkeit nicht existieren. Die Dorfbewohner, die ihn von Kindheit an kennen, können nicht an seine Schuld glauben, wenn auch das Zeugnis gegen ihn noch so erdrückend, der Mund der Richter noch so überzeugungstreu das Wort "Schuldig" ausgesprochen hat. Und wenn dem so sei, wenn die Welt ihn schmäht und verdächtigt, das Urteil der Menge den Stab über ihn gebrochen, eine Seele kennt er, die ihn nicht verurteilt, die an ihn glaubt und um ihn bangt, und ihn jetzt sehnsüchtig erwartet, das ist sein Weib, seine treuliebende Gattin. Beim Gedanken an sie wird der herbe Ausdruck in seinem Antlitz gemildert, ein fast überirdischer Glanz verschönt seine Züge, die eben noch so finster waren. Und erst sein Kind, sein süsser, blondgelockter Knabe, wie wird er dem heimkehrenden Vater zujubeln, ihm seine zarten Hände entgegenstrecken und den rosigen Mund zum Kusse darbieten! Die Mutter wird dem verständnisvoll Lauschenden von dem argen Missgeschick erzählt haben, das den lieben Vater getroffen, mit doppelter Liebe und Hingabe werden die beiden einzigen Wesen, die ihm auf der ränkesüchtigen Welt geblieben, ihn umgeben und das tiefe Leid, das an seinem Herzen zehrt, zu vergessen suchen. Wenn dann die Welt ihn verstösst, dann will er mit seinen Lieben fern von der Heimat ein neues Leben beginnen, ihnen eine andere Heimat bauen, rastlos und unermüdlich will er schaffen und sorgen, in segenbringender Arbeit wird er die hässlichen Gedanken und Erinnerungen verscheuchen, mit denen das Gehirn ihn wohl noch häufig plagen und martern wird. Diese Aussicht und die Sehnsucht nach Weib und Kind beflügeln seine Schritte, in kurzer Zeit hat er sein Ziel erreicht. Der heimgekehrte Zuchthäusler steht vor seinem Hause. Dort wohnt sein Glück, die Sonne, die mit ihrem verklärenden Schein sein ödes Dasein erhellt. Schon hat er in unbezwinglicher Sehnsucht die Türklinke der Haustür erfasst und drückt sie nieder, da prallt er mit leisem Aufschrei zurück, glasig stieren die Augen aus dem aschfahlen Antlitz, die Tür ist verschlossen, kein Laut gibt Zeugnis von dem Vorhandensein menschlicher Wesen. Jetzt erst gewahrt er, dass auch die grünen Fensterläden zu sind. Wie von einer Ohnmacht ergriffen, taumelt und wankt er, doch nur einen Augenblick, dann ermannt er sich, und hastig greift seine Rechte in die Tasche, um den Schlüssel, den er beständig bei sich trägt, hervorzuholen. Dröhnend fällt in der nächsten Minute die Tür ins Schloss, der Mann ist allein, allein mit seiner unbändigen Sehnsucht und dem brennenden Schmerze. Eine schwüle Stille herrscht in dem Gemach, leere Wände gähnen ihn an, Frau Einsamkeit hält ihre träumerischen Schwingen ausgebreitet. Ein vermorschter Stuhl und ein schwerer Eichentisch, auf dem ein zusammengefaltetes Papier liegt, bilden das ganze Mobilar. Zögernd greifen die zitternden Hände danach, er ahnt es, dieses tote Papier wird ihm schreckliche Dinge enthüllen. Da steht es mit grausamer Deutlichkeit geschrieben, sein Weib ist durch das Volk aufgehetzt gegen ihn, es ist zu den Eltern, die in demselben Dorfe wohnen, zurückgekehrt. Hastig zerknittert er das Papier, krampfhaft ballt er die Fäuste, dass blutige Male unter seinen Fingernägeln entstehen. Auch sie hat ihn verlassen, sie glaubt an seine Schuld. Und er hatte so felsenfest auf ihre Treue und Liebe gebaut! Ha, Menschenhass und Menschentücke, zwei mächtige Verbündete, vermögen viel Un-

---

ALLERSEELEN

Bist du einsam und verlassen,
Fehlt es dir an Schmerz und Lust,
Träumen deine schönsten Lieder
Dir in öder kalter Brust,
Schweifen die Gedanken alle
Fern von ihrer Heimat fort,
Um auf Erd' umsonst zu suchen
Den verlor'nen Ruheort,
O dann eile ohne Säumen,
Bei den Toten wohnt der Friede,
Da wird klar dir Herz und Sinnen.
Doch du trägst im eignen Herzen
Selbst ein weites grosses Grab,
Wo du oft schon deine Toten
Senktest feierlich still hinab.
Deiner Jugend teure Toten
Lieb' und Glaub' an Freundestreu,
Glauben an die Menschenwürde —
Doch auch Träume eigner Treu',
All dein Hoffen und dein Sehnen,
All dein Wünschen, deine Freud'
Jede Freude nur als Sehnsucht
Und die Sehnsucht stets als Leid.
Und mit diesen Toten allen
Halt ein Allerseelenfest.
Fühle, was sie dir gewesen
Und was sich nicht sagen lässt.
Und dann lass' die Brust sich lösen,
Lass dem Leidensstrom den Lauf.
Fühl', dass die Gedanken fliegen,
Fern zu ihrer Heimat auf.
Dass die Welt mit ihrem Glücke,
Dass die Welt mit ihrem Leid,
Nur zum Herrn wird eine Brücke,
Führt uns über'n Strom der Zeit.
Dass — dient Glaube uns als Beichte
Und die Liebe froh macht kund,
Dass die Hoffnung stets wird finden
Ihren festen Ankergrund.

heil anzustiften, sie können sogar dem Gatten das Herz seines Weibes abspenstig machen; und noch soeben hatte seine lebhafte Phantasie farbenprächtige Bilder vor seinen geistigen Augen entrollt. trostlos leer und öde gähnt ihn jetzt die Zukunft an. Betrogene Hoffnungen, verlorene Illusionen! Ein heiseres, unheimliches Lachen erfüllt den leeren Raum. Blindes, grausames Schicksal, deine Schläge sind hart und bitter. Der Schmerz zerrt mit zerstörender Gewalt an seinem Hirn und verwirrt ihn in seinem Denken. Nur Luft. Licht, um in dieser erdrükkenden Atmosphäre nicht zu ersticken, hastig reisst er die Fensterflügel auf und stösst die Blendladen zurück. Schmeichelnd umfängt ihn die warme Frühlingsluft, liebkost ihm Stirn und Schläfen. Da löst sich der gewaltige, ungeheure Schmerz in einen Tränenstrom auf, das erleichtert ihn und wälzt den schweren Druck von seinem Herzen. Sein trostloser Blick schweift hin über die Häusermassen des Dörfchens und bleibt auf einem besonders schönen Hause haften. Da kommt wieder der brennende Schmerz, eine finstere Glut flammt unheimlich aus seinen sprühenden Augen. Dort wohnt er, sein ärgster Feind, dessen Hass und Neid sein ganzes namenloses Unglück heraufbeschworen, der ihn des Diebstahls bezichtigt, das ganze Dorf gegen ihn aufgestachelt und ihm auch indirekt das Vertrauen und die Liebe seines Weibes stahl. Noch erinnert er sich mit grausamer Deutlichkeit aller Einzelheiten des verhängnisvollen Morgens, da der Inhaber jenes grossen Warenhauses der nächsten Stadt, dessen Geschäftsführer er war, ihn rufen liess, um Aufschluss über einen vermissten Ballen Seidenstoff zu erlangen, noch sieht er die höhnisch grinsenden Züge seines Gegners, der ihn gewissenlos der Schuld des Diebstahls anklagt. Was konnte er hervorbringen zu seiner Rechtfertigung? Nichts! Die ganze Macht der Hölle schien sich gegen ihn verschworen zu haben, um ihn ins Verderben zu stürzen. Dann traf ihn die tiefste Erniedrigung die entsetzlichste Schmach, wie ein Verbrecher wurde er ins Zuchthaus abgeführt. Die Welt wandte sich von ihm ab, sein Weib kehrte zu den Eltern zurück. Sein Verleumder aber triumphierte und rückte siegesgewiss in die Stellung empor, die er, der Verurteilte vordem bekleidete. Bitter wallt es in ihm auf, glühende Rachegedanken halten alle seine Sinne gefangen. Wie soll er den verhassten Gegner züchtigen? Er denkt und sinnt. Erschreckt zuckt er zusammen. Auf welchen verbrecherischen Gedanken ertappt er sich da? Er, der in allen Lebenslagen ein unerschütterliches Vertrauen auf Gottes Hilfe setzte, der selbst im Gefängnisse unter Räubern, Mördern, Falschmünzern seinen Gott nicht verlor, der will sich so tief erniedrigen, um sich an einem Elenden, der ihn betrog, zu rächen? Nein, nimmermehr, sein Seelenheil soll durch den Feind nicht bedroht werden. Christus selbst hat ja gesagt: "Liebet eure Feinde!" und diesen Worten hat er die Tat folgen lassen, indem er für seine Mörder betete. — Noch ganz in seine Gedanken versunken, hat er nicht gemerkt, wie am Himmel kleine Wölkchen heranzogen, sich immer mehr verdichteten und schliesslich eine dunkle, drohende Masse bildeten. Der anfangs leichte, staubaufwirbelnde Wind fährt jetzt stossweise einher. Ein Gewitter ist im Anzuge. Jetzt schiesst

Der Mann und

von Heinrich M. Waldkugler

Es war einmal, vor langer, langer Zeit, da ging ein Mann auf staubiger Landstrasse. Heiss brannte die Sonne vom Himmel und kein Baum war weit und breit zu sehen, der ihm hätte Schatten geben können. Durch Sonnenglut und Staub wanderte der Mann und heisser Durst quälte seinen Gaumen.

Als es fast Abend war, kam der Mann an ein Haus. Altehrwürdige, hohe Bäume umrauschten es und der Vögelein gar viele zwitscherten in ihren Aesten das alte Lied vom Glück im kleinen Nest.

Da blieb der Mann vor der grünen Hecke stehen, die rundherum um die Bäume sich zog, und lauschte den Vögelein. Nach einer Weile schaute er zur Hecke hinüber — und erschrak. Gleich neben dem Wasser, das plätschernd die schattenkühlen Gräser umspielte, sah er ein Blümlein stehn. Dieses Blümlein war krank. Jemand hatte es zerknickt. Traurig hing sein Köpfchen zur Erde hernieder, und es war keine Freude mehr in ihm.

Schnell schwang sich der Mann über die grüne Hecke, hinein in den fremden Garten. Ohne des kühlenden Wasser zu achten, dem sein Gaumen heiss entgegendürstete, liess er sich neben dem kranken Blümlein nieder und begann es mit leiser Hand an ein Stäblein zu binden, damit es die Sonne wieder sähe.

Das Blümlein aber lächelte ihn an, hold und schön, als es die ersten Züge Sonnenlichtes getrunken. Dem Manne wurde es wunderwohl bei diesem Lächeln.

"Wie ist doch Dankbarkeit so lieb", sprach er, und er nahm sich vor, bei dem Blümlein zu bleiben, bis es wieder ganz gesund.

"Bleib immer bei mir, ich bitt' dich schön", sprach das Blümelein zu seinem Freunde eines Tages, "du bist so gut, jetzt weiss ich erst, was Güte ist."

Der Mann blieb. Er erfreute sich des Blümeleins und pflegte und hegte es alle Tage. Plötzlich aber wurde der Mann traurig und er sprach:

ein bläulich schimmernder Funke im Zickzack durch den Himmelsraum und ein knatternder, langausrollender Donnerschlag folgt ihm. Unaufhörlich zucken die Blitze, immer betäubender wird der Lärm des Donners, heftig prasselnd stürzt der Regen hernieder. Da — ein helleuchtender Blitz, dem fast gleichzeitig ein gewaltiges, Mensch und Tier erbebendes Donnerpoltern antwortet; — es hat eingeschlagen. Der einsame Mann am Fenster hat mit geheimem Beben das naturgewaltige Schauspiel beobachtet, jetzt hebt er die Augen und sieht eine mächtige Feuersäule emporzüngeln, das Haus seines Feindes steht in Flammen. Einen Augenblick spiegelt sich hässliche Schadenfreude in seinem Antlitz, die bösen Gedanken suchen wieder die Herrschaft über ihn zu gewinnen, doch dann senkt er beschämt den Blick zu Boden. Vielleicht steht das Leben eines Menschen auf dem Spiel, er muss retten, soviel in seinen Kräften steht. Eilig stürmt er davon, bald hat er die Brandstätte erreicht. Eine gewaltige Menschenmenge hat sich dort angesammelt, doch keiner wagt sich dem wütenden Element in die Arme zu werfen. Schon rattert ein Dachziegel herunter, ein Balken stürzt krachend zusammen, Scheiben zersplittern. Da geht ein Murmeln durch die Menge. "Der Zuchthäusler" hört man hier und da einen besonders Unvorsichtigen rufen. Der aber achtet nicht auf die gaffenden und ihn neugierig musternden Leute, vorwärts stürzt er ins brennende Haus, gefolgt von den entsetzlichen Blicken der Umherstehenden. Gewaltsam reisst er die erste Tür auf, entsetzt prallt er zurück. Ein grässlicher Anblick bietet sich seinen Augen. Inmitten grosser Ballen aufgestapelter Leinen-, Woll-, Seidenwaren liegt sein Todfeind mit grässlich verzerrten Zügen und gläsernen Augen, in der einen bleichen Hand jenes seidene Stück, das ihm so verhängnisvoll geworden und ihn zu einem gemeinen Dieb stempelte. So klärte sich also das Geheimnis auf, sein Verleumder war der Dieb. Mühsam ringt er nach Fassung. "Elender Wicht," zischt er hervor, "jetzt wirst du entlarvt und dein Opfer, das du gequält und gefoltert hast, steht wieder rein und makellos vor der Welt." Doch nein, nicht denken, handeln muss er; vielleicht steht die Seel dessen, der da liegt, schon vor Gottes Richterstuhle, vielleicht aber pocht noch leise unter der leblos zu scheinenden Hülle ein schwaches Herz, das nur auf den Augenblick der Wiederbelebung wartet. Mit Aufbietung aller Kräfte schleppt er den schweren Körper ins Freie, ein nicht endenwollendes Jubelgeschrei hallt ihm aus der Menge entgegen. Was kümmert es ihn? In den Augen des wankelmütigen Volkes ist er ja doch der ehrlose Dieb, der Gebrandmarkte, aber nicht lange mehr, dann wird er gerechtfertigt, dann kommt seine Unschuld ans Tageslicht. Wieder stürzt er ins brennende Haus, nicht achtend der angstvollen Rufe der Leute, nur beim wohlbekannten Klange einer Stimme, die gellend und markerschütternd alle anderen übertönt, zuckt er zusammen; es war die seines Weibes, in der eine Welt voll Liebe und tödlicher Angst lag. Jetzt packt ihn der Mut der Verzweiflung, vorwärts dringt er, der Rauch droht ihn zu ersticken, die Glut des wütenden Elementes versengt ihm die Haare. Klirrend fällt unter seinen wuchtigen Faustschlägen eine Fensterscheibe in Stücke, fast gleichzeitig schiebt

das Bluemlein

"Blümelein, ich muss dich lassen. Du blühst in einem fremden Garten, dein Duft gehört nicht mir. Ich hab' dich jetzt so gern, dass ich dich auswurzeln könnte, um dich in einen Garten zu pflanzen, wo du mein bleiben müsstest für alle Zeit. Das aber will ich nicht, denn das Unrecht, das ich dadurch dem Herrn deines Gartens würde antun, müsste einen kalten Schatten auf die warme Freude werfen, die ich an dir habe."

Und der Mann ging fort. Das Blümelein aber weinte ihm nach und rief: "Nie werd' ich dein vergessen." Dann, als der Mann schon weit und lange fort war, schickte es ihm ein Vöglein nach und liess ihm nochmals sagen: "Bei dir sah ich erst, was Güte ist."

Der Mann schickte das Vöglein zurück mit einem schönen Gruss. Nach einer Woche schickte er ein anderes Vöglein aus. Es kam zurück, doch ohne Botschaft und ohne Widergruss. Da schickte der Mann noch ein Vöglein aus, später ein drittes und ein viertes — alle aber kamen sie zurück und sagten, sie hätten zwar das Blümelein gesehen, es sein ihnen aber nichts gegeben worden, das sie hätten zurückbringen können.

Zuletzt machte der Mann sich selbst auf den Weg. Er kam an den Garten mit den hohen Bäumen und der grünen Hecke. Und er sah das Blümelein in den Händen eines unbekannten Menschen. Es war gepflückt. Wunderlieb strahlte und duftete es, so lieb und so schön, dass der Mann traurig wurde. Er wollte gehen und es begrüssen, da aber hörte er es dem Fremden in der holden Sprache seiner Düfte entgegenflüstern:

"Du bist so gut zu mir, jetzt weiss ich erst, was Güte ist. Behalte mich."

Mehr hörte der Mann nicht. Es hatte sich umgewandt und begann der staubigen Landstrasse zuzuwandern.

Das ist das Märchen vom uralten Menschenweh . . .

sich durch die entstandene Oeffnung ein Ballen Wollstoff, ihm folgen andere, Stück für Stück drängt sich durch, rollt vor die Füsse der erstaunten Volksmenge und wälzt sich in der schmutzigen Wasserlache, die der Gewitterregen gebildet. Dann kommt der Retter selbst, das verhängnisvolle Seidenstück in der Hand. Stolz mit flammenden Blicken misst der vom Unglück Verfolgte das versammelte Volk, hoch hebt er den Zeugen seiner Unschuld, er will sprechen, doch die Stimme versagt ihm den Dienst. Man hat ihn schon so verstanden. Eine verlegene Pause folgt, ein geheimnisvoller Druck lagert auf allen Gemütern. Dann kommt Bewegung in die Menge, einer flüstert dem andern das Wort "unschuldig" zu und plötzlich durchschneidet ein donnerndes "Hoch", gerufen aus einer kräftigen Männerkehle, die Luft, ein brausendes, hundertstimmiges begeistertes "Hoch" aus allen Herzen verhallt jubelnd im Aetherraum. Der Glückliche, dem der Ruf gilt, faltet andächtig die Hände zum hohen Himmelsdome und aus dankbarster Seele seigt ein inbrünstiges "Gott, ich danke dir, du hast die Schmach von mir genommen" empor. — Da teilt sich die Menge. Ein Weib mit vergrämten Zügen bricht sich Bahn. Es trägt einen holden Knaben, der mit grossen Augen verwundernd um sich blickt, auf den Armen. Vor dem Manne sinkt es, ungeachtet des Volkes, in die Knie, hebt das Kind empor und flüstert mit versagender Stimme: "Um dieses deines unschuldigen Kindes willen, vergib seiner verblendeten Mutter!" Glücklich lächelnd nimmt der Vater den Sohn auf seinen Arm und küsst die reine Stirne, dann hebt er sein Weib empor und birgt dessen Haupt mit dem rabenschwarzen Gelock an seine vor Freude und Wonne überströmende Brust, Worte der Liebe und Vergebung in ihre wunde Seel träufelnd. In manches wetterharte Antlitz stiehlt sich eine Träne der Rührung. —

Inzwischen sind die Wiederbelebungsversuche des vom Blitzschlag Betäubten nicht ohne Erfolg geblieben. Nach einiger Zeit schlägt er die Augen auf, er hört den Ruf der Menge, erblickt die von ihm gestohlenen Warenstoffe und sieht dann den Mann, dessen Leben er vergiftet, und der sicht jetzt freudestrahlend um Weib und Kind bemüht. Ein Ruck geht durch seinen Körper. Da treffen sich beider Blicke, der des einen ängstlich flehend und um Erbarmung heischend, der des anderen voll versöhnender Milde. Und nun feiert die Feindesliebe den höchsten Triumph. Der so tief Beleidigte geht auf seinen Verleumder zu, den er noch vor kurzer Zeit so glühend hasste, und dem er heisse Rache geschworen. Verbannt ist aller Groll aus seinem Herzen, wortlos reicht er ihm die Hand der Versöhnung. Dann folgt eine lange Aussprache. Das Volk fühlt, dass es überflüssig ist und verlässt langsam den Schauplatz. "Gott hat gerichtet," hört man den einen oder anderen flüstern. — Der Tapfere aber, der sein eigenes Herz bezwang, fügt seiner heroischen Tat noch einen edlen Beweis der versöhnenden Liebe hinzu. Er nimmt den vom Blitzschlag Getroffenen in sein Haus, um ihn zu pflegen und ihm Eltern und Gattin zu ersetzen, die ihm schon vor langer Zeit im Tode vorangegangen sind. Doch sein Körper siecht langsam dahin. Noch kränker jedoch als dieser ist seine wunde Seele, die sich Gott entfremdet hat, seit den Tagen der Kindheit. Er verwünscht dieses Leben, das er so nutzlos vergeudet, und doch klammert er sich mit letzter Kraft daran an. Der Tod erscheint ihm als ein verzerrtes Schreckgespenst, als der unbarmherzige Würger, der ihn dem Nichts überliefert. Oft schallt unheimlich sein gellendes Schreien und sein klägliches Wimmern durch das sonst so friedliche Haus. Dann sitzt stundenlang ein bleicher Mann an seinem Schmerzenslager, drückt ihn mit sanfter Gewalt in die schneeigen Kissen zurück und spricht liebevoll auf ihn ein. Er hat es sich zur Aufgabe gemacht, die Seelenblindheit des Kranken zu heilen, inniges Mitleid und erbarmungsvolle Opferfreudigkeit durchströmen ihn, wenn sich die Abgründe, der diese missleitete Seele entgegengeht, vor ihm entschleiern. Immer wieder bestürmt er den Armen, sein Auge nicht länger in blinder Verstocktheit zu schliessen, immer inniger und überzeugender spricht sein beredter Mund von der Liebe des guten Hirten und seiner unaussprechlichen Freude, wenn er ein verirrtes Schäflein wieder zu seiner Herde zurückführen kann. Wie milder, befruchtender Tau wirken diese Worte in der wunden Seele des Unglücklichen, bis sich ihm aus tiefinnerster Ueberzeugung das Bekenntnis: "Ich glaube" über die Lippen drängt. Da wird er ruhiger, der Tod mit den kalten Schwingen und dem furchtbaren Ernst im Antlitz hat seine Schrecken für ihn verloren, ergebungsvoller Friede zieht in sein Herz. Glücklich lächelnd, das brechende Auge auf seinen Wohltäter gerichtet, folgt er dem letzten Freunde, dem Tode, in ein besseres Jenseits. An seiner Bahre aber kniet der Mann, der den herrlichsten Sieg über sich selbst errang, der dem, der ihm Ehre und Ansehen, die Achtung und Liebe des ganzen Volkes und seiner nächsten Anverwandten stahl, das Höchste und Kostbarste schenkte, indem er seine Seele rettete für die Ewigkeit. Das war seine Rache, wahrlich, eine süsse und edle.

"Der Kniefall wird so tief werden, wie die Ueberheblichkeit hoch war. Freilich so tief und unmenschlich, wie der Mensch den Menschen verdemütigen und entwerten kann, kann Gott uns nicht verdemütigen."

Pater Franz Lutz O.M.I. gestorben.


Nach einem Oelgemaelde
von Frau Agnes Warren, Regina.

Vom Schriftleiter

Das Licht ist jetzt geschieden,
Das Nachtgebet erklingt,
Und süsser Schlummer bringt
Den Müden Ruh' und Frieden.
Maria, Stern des Meeres Du,
Führ' gnädig uns dem Himmel zu,
Führ' uns zur ew'gen Ruh —
Ave Maria.

Fr. Abt.

Der Oblatenpriester Franz Lutz war ein todesmüder Mann, als er dieses Lied zum letztenmal in der St. Marienkirche zu Regina dirigierte. Und seinen Sängern standen die Tränen in den Augen, als sie es sangen. Sie kannten Pater Lutz' Wunsch. Sie wussten, dass sie es wiedersingen würden—an seinem Sarge.

Am Donnerstag, den 27. Juli erlöste der Tod Pater Franz Lutz O.M.I. von einem schweren Kreuzweg der Leiden. Geboren am 2. Januar 1903 in Jugoslavien, wo sein Vater für eine deutsche Firma im Dienst stand, kam der junge Franz in frühen Jahren mit seinen Eltern nach Deutschland. Nach Beendigung seiner Gymnasialstudien begab er sich nach Tuebingen, um auf der dortigen Universität Philosophie und Musik zu studieren. Im Jahre 1922 verliess Franz Lutz Universität und Welt und trat in das Oblatennoviziat zu Engelport an der Mosel ein. Fünf Jahre später wurde er in Huenfeld zum Priester geweiht.

Von 1928 bis 1930 arbeitete der junge Pater Lutz als Lehrer an der bekannten Oblatenschule St. Karl in Holland. Dann wurde er Volksmissionar. Dieser Beruf führte ihn drei Jahre lang kreuz und quer durch Süd- und Westdeutschland.

Dann, im Spätsommer 1933, wurde P. Lutz plötzlich nach Canada berufen. Im Oktober 1933 kam er nach Regina, wo ihm sofort der Kirchenchor der St. Mariengemeinde übergeben wurde. Zwei Jahre später wurde P. Lutz Pfarrer von Macklin, Sask., und etwas später Pfarrer von Fox Valley, Sask.

Nach sechs Jahren in der Seelsorge des Westens Canadas wurde P. Lutz plötzlich krank. Niemand wusste so recht, was mit ihm los war. Es frass etwas an seinem Organismus, und es frass solange, bis P. Lutz sich gezwungen sah, seine Pfarrarbeit aufzugeben. Er kam nach Regina zurück. In Regina suchte er sich aber sofort wieder zu betätigen. Gleich nach seiner Ankunft übernahm er den Kirchenchor der St. Mariengemeinde, baute ihn von Grund neu auf und bildete ihn um zu einem Kirchen- und Konzertchor. Die Musikwelt Reginas begann aufzulauschen, als P. Lutz seinen Chor zum ersten Mal in die Oeffentlichkeit führte. Das Ziel, jeden Musikliebhaber mit den Wundern der Kirchenmusik und mit dem Reiz des deutschen Kunst- und Volksliedes bekannt zu machen, ist von P. Lutz schon bei seinem ersten Konzert vollständig erreicht worden. Seine weiteren musikalischen Vorführungen waren von dieser Stunde an nicht nur bis zum letzten Platz besucht, man schaute ihnen auch überall erwartungsvoll entgegen.

Neben seiner Tätigkeit auf dem Gebiete der Musik half der kranke Pater auch seinen Oblatenmitbrüdern wo er nur konnte. Er predigte, er führte Bücher, und selbst in der Druckerei des Marienboten war ihm keine Arbeit—selbst Handarbeit — zu niedrig.

Im Jahre 1942 begann P. Lutz das Reginaer Symphonieorchester zu organisieren. Bei Auswahl der Spieler stand ihm ein zweifaches Ziel vor Augen: Er wollte erstens die allerbesten musikalischen Kräfte der Stadt in sein Orchester schliessen, und zweitens suchte er nach jungen Talenten, die er auszubilden sich vornahm, um seinem Orchester Zukunft und Entwicklung zu sichern. Tagelang lief er des öfteren in der Stadt herum, um einen Musiker, von dem er gehört, zu fassen und zu werben. Und er brachte auch immer jenen Musiker mit, den er einmal ins Auge gefasst.

Nicht lange sollte P. Lutz bei diesem Werke bleiben. Kurz nach seinem ersten grossen Konzert (Symphonie und Chor) stellten die Aerzte Lungenkrebs an ihm fest. Man sagte ihm, er sei unrettbar verloren. Vier bis sechs Monate Lebenszeit wurden ihm noch gegeben.

Das war im Jahre 1943. P. Lutz lebte und dirigierte sein Orchester aber noch ein ganzes Jahr. Anfangs Februar d.J. woll-

te er ein weiteres Konzert geben —am 16. Januar aber, ein paar Stunden nach einer Orchesterprobe, brach er zusammen. Er musste sofort ins Krankenhaus gebracht werden. Von dort konnte er noch einigemale ins Pfarrhaus zu Besuch kommen, die meiste Zeit aber lag er schwer leidend im Bett. Am Pfingstfest d.J. bat er, ihn zur Orgelbühne der St. Marienkirche hinaufzutragen. Er wollte seine Orgel, die er im vergangenen Jahre einbauen half, noch einmal spielen. Als er sah, dass er das Instrument trotz seiner geschwollenen Füsse und Hände doch noch meistern konnte, atmete er auf. Das war seine letzte Freude und sein Abschied von der Musik.

Bald darauf begann es schnell bergab mit Pater Lutz zu gehen. Im Juli sprach P. Lutz den Wunsch aus, nach Macklin überführt zu werden. Er wollte seine besten Freunde, P. Thomas Schnerch O.M.I. und Dr. Fr. Eid, noch einmal sehen.

Drei Wochen verblieb P. Lutz im Krankenhaus von Macklin. Am 27. Juli erlöste ihn der Tod von seinen schweren Leiden. Seiner Bitte folgend, liess Pater J. Boekenfoehr O.M.I., Provinzial der St. Marienprovinz der Oblatenpatres, den Leichnam nach Regina bringen, wo am 1. August ein feierliches Totenamt für seinen Seelenfrieden gefeiert wurde. Sein Chor sang ihm bei dieser Gelegenheit zum letzten Mal. Am 3. August wurde Pater Lutz auf dem Oblatenfriedhof zu Battleford beerdigt.

P. Lutz war als Priester und als Musiker weit und breit bekannt. Den Menschen Franz Lutz kannten aber nur sehr wenige. P. Lutz war nicht nur Musiker, wie die meisten denken, P. Lutz war Künstler im ausgesprochensten Sinne des Wortes. Diese seine Künstlernatur zeigte sich nicht nur in der Musik (P. Lutz meisterte Orgel und Klavier, spielte Geige und Cello, war Musikkritiker, Musiklehrer und allgemein anerkannter Dirigent), sie trat auf jedem Gebiete seines Schaffens und seiner Kenntnisse, seiner Zu- und seiner Abneigungen zum Vorschein. Wer P. Lutz kannte, der wusste, dass der Lebensweg dieses Künstlerpriesters nichts anderes war als das ununterbrochene Ringen eines äusserst feinfühligen Geistes mit den Disharmonien des Lebens.

Das Disharmonische, ob es in den Tiefen der eigenen Seele quälte oder ob es in Arbeit und im Umgang mit anderen sein Auge traf, das war P. Lutzens Leid. Sein Leben zeigte Stil. Und zwar denselben Stil, den er in seiner Musik zum Ausdruck brachte. P. Lutz konnte streng sein, streng wie die klassische Bildung, die er genossen (seine Kenntnisse der klassischen Sprachen war hervorragend), und P. Lutz konnte einfach sein und gemütsvoll wie das deutsche Volkslied, das er auf keinem seiner Konzerte vergass, das er manchmal sogar mitten in klassische Orgelstücke hineinflocht.

Zwei Männer waren es, die P. Lutz vollständig verstanden und denen er bis zum letzten Augenblick in echter Freundschaft anhing. Es waren das Pater Th. Schnerch O.M.I., früherer Pfarrer der St. Mariengemeinde in Regina, und Dr. Friedrich Eid, Arzt in Macklin, Sask. P. Lutz wusste nur zu gut, wieviel er diesen zwei Freunden an Unterstützung seiner Kunst, an finanzieller Hilfe und an Aufmunterung in schweren Stunden zu verdanken hatte. Er starb bei ihnen.

Im Namen des Toten sei hiermit P. Thomas Schnerch O.M.I. und Herrn Dr. Eid öffentlicher Dank gezollt für alles, was sie an P. Lutz getan. P. Lutz war kein Durchschnittsmensch. Und die Treue, die ihm von diesen zwei Freunden durch Hell und Dunkel bis zum Letzten gehalten ward, ist auch keine Durchschnittstreue gewesen. Da war noch etwas von jenem Geiste zu spüren, den wir Gebildete "klassische Freundschaft" nennen.

Sehr viel Verständnis für den Schwerkranken zeigte auch der Provinzialobere Pater J. Boekenfoehr O.M.I. Was P. Boekenfoehr für P. Lutz tun konnte, wurde getan, und zwar nach dem schönen Grundsatz, den P. Boekenfoehr immer vertritt: Wenn jemand Hilfe braucht, dann stehen Geld und Mühen ausser Frage, dann gilt nur noch das Helfen.

Dank sei hier auch Herrn Dr. Kurtze aus Regina gesagt, der sich durch seine Mühen des Kranken vollständiges Vertrauen erwarb. Dank auch den Grauen Schwestern der Stadt Regina, die P. Lutz während seiner Krankheit alles hätten geben mögen, was ihr Krankenhaus für ihn hatte. Und Dank den guten Elisabethschwestern von Macklin, die den Sterbenden liebevoll aufnahmen, für ihn beteten und alles taten, um ihm die letzten Lebensstunden zu erleichtern.

Der Schreiber Dieses möchte mit vorliegenden Zeilen an dem Verstorbenen eine Ehrenpflicht erfüllen, die er dem Toten schuldet. Und lange noch werden dem Schreiber jene vier Jahre im Gedächtnis bleiben, die er zusammen mit dem Musiker P. Franz Lutz O.M.I. und mit dem Pater W e r n e r M e r x O.M.I. in Regina verbringen durfte. Es ward während dieser vier Jahre nicht sehr oft in dem Sinne zwischen P. Lutz, P. Merx und dem Schreiber Dieses gesprochen, in dem dieser Nachruf geschrieben ist, es herrschte da aber ein Geist, der nicht so viel in Worten redete, sondern in einem stummen Austausch von verwandten Ideen und von verwandtem Verstehen.

Möge Pater Franz Lutz ruhen in Frieden.

"Gott ist es, der tötet und belebt, der schlägt und heilt."
(Moses)

"Was gibt es im Himmel und auf Erden, das nicht von dir ist, o Gott?"
(Ps. 72, 25.)

Und es war ein grosses Gewimmel.

Von P. Jos. Schneider O.M.I.

Diese Worte sind dem Urtext der Bibel entnommen. Sie stammen von der ersten Seite der Hl. Schrift. Dort wird erzählt, wie Gott zuerst Licht und Luft und Wasser schuf als unerlässliche Vorbedingungen für alles Lebendige auf Erden. Dann füllte Er diese Elemente mit zahllosen Arten kriechender und fliegender und schwimmender Wesen und "es war ein grosses Gewimmel".

Wir modernen Menschen können uns nur sehr schwer vorstellen, was das heisst. Auf der Farm wimmelt es bisweilen von riesigen Fliegenheeren, besonders in trocken-heissen Sommern. Ganz selten gibt es mal wieder Massen von Stechmücken. Früher gab es Schwärme in unzählbaren Mengen. Vom tropischen Urwald in Mexiko bis hinauf nach Quebec. Sie peinigten nicht nur bei Nacht die Schläfer; sie übertrugen auch die Pest des gelben Fiebers. Das verursachte verzehrendes Fieber und schreckliche Schmerzen in den Eingeweiden und führte zum Erbrechen schwarzen Blutes. Erst 1900 kam der grosse Wendepunkt mit Vernichtung der Mückenbrut auf Seen und stillen Gewässern.

Noch gibt es grossen Fischreichtum in Amerika, besonders in jenen Gegenden, die man die Gebiete der 1000 Seen nennt. Trotzdem wundert man sich, wenn man zufällig von Wasserarmen hört, wo das Seegetier sich unablässig haufenweise zusammendrängt, so dass man es mit den Händen fassen und fangen kann. In vergangenen Zeiten war das Gewimmel überall viel grösser.

Denkst da an die Riesenmengen wilder Gänse und Enten, die hierzulande noch vor 100 Jahren die Sonne verfinsterten. Die Oblatenmissionäre, die um 1840 nach dem wilden Westen kamen, haben in ihren Briefen davon erzählt. Denkst auch an die Biber, die man heute so selten zu sehen bekommt. Es müssen ihrer Millionen gewesen sein. Heute gibt's noch 500,000 im Staate New York, 200,000 in Maine, und noch mehr im nördlichen Stromgebiet des Mississippi. Sie vermehren sich so schnell. Drei Pärchen, die man 1920 ausgesetzt, sind in 15 Jahren zu eineer Herde von 1000 angewachsen. Wie viel werden es gewesen sein, als sie in Ruhe ihre Dämme bauen und sich ungestört entwickeln konnten!

Auch an grossen Tieren wimmelte es in der Wildnis. Kommt dir da nicht der Büffel oder Wildochs in den Sinn? Ein Urbild der Kraft und Schönheit, bevölkerte er noch vor wenigen Jahrzehnten die "Western plains". Wog bis 2400 Pfund. War gewaltig genug, um Ross und Reiter eine Strecke weit auf den Hörnern zu schleppen, um sie über ein Kliff in den Abgrund zu stürzen. Die ersten Weissen, die in der Neuen Welt sich niederliessen, trafen Herden bis 25 Meilen lang. Waren beim Grasen anzusehn wie das braunwellige Auf und Ab eines wogenden Meeres. Sie beanspruchten Stunden um Stunden, um einen Fluss zu durchqueren. Ihre Gesamtzahl berechnete man auf 50 Millionen. Dem Indianer war der Büffel "das Geschenk" des Grossen Geistes. Versorgte ihn doch mit allem was er zum Lebensunterhalt bedurfte. Seine Zunge war der feinste Leckerbissen, und die opferte der Rote Mann am Sonnenfeste der Königin der Sterne.

Denkst du auch manchmal an das Gewimmel im Ozean? Als Kinder haben wir in der Schule vom Hering gelernt. In grossen Heereszügen kommen sie, lang und breit und tief. Kommen aus dem offenen Weltmeer in ruhigere und geschütztere Zonen, um in deren Untiefen ihren Laich zu bergen. Erst spät im Leben haben wir vom Salm vernommen, der sich im Atlantischen und im Pazifischen Ozean herumtummelt. Gott allein kennt die Jagdgründe, wo er in kurzer Zeit zum schweren und fetten Fisch heranwächst. Im Atlantik steigt er schon nach einem Jahr in die Bergflüsse hinauf zur Vermehrung seiner Art. Besorgt sein Geschäft und lebt dann lustig weiter. Der Salm im Stillen Ozean braucht 4—5 Jahre bis ihn das Heimweh packt nach der Heimat seiner Jugend. Es treibt ihn zurück in die eisigklaren Wellen des wilden Bergstromes zwischen schneebedeckten Felskuppen. Ankämpfend gegen tobende Wasserfälle schwingt er sich hinauf; bohrt sich ein Nest in den Sand, legt seine Eier und stirbt. Nach 5 Monaten kommt die junge Brut heraus in

Riesenmengen und entwickelt sich zum Fingerling. Und in Riesenmengen ziehen sie hinab zum Ozean und verschwinden in seinen geheimnisvollen Tiefen. Ein grosses Gewimmel!

Noch viel erstaunlichere Reisen unternimmt der Aal. Schon immer hatten Schiffer im Atlantischen Ozean grosse Massen silberglitzender Glasfäden beobachtet. Wer konnte sie zählen? Und was mochten sie sein? Vielleicht Unkraut vom Meeresboden? Schliesslich hat man das Geheimnis erforscht und aufgeklärt. Es sind junge Aale auf der Wanderung vom Mexikanischen Golf hinüber an die Küsten Europas. Dort verteilen sie sich auf die verschiedenen Flussgebiete und mästen sich zur vollen Grösse, bis sie von neuem die Wanderlust packt und in die Brutstätten im Caribischen Meer zurücktreibt. Ein Riesengewimmel!

Von grossem Gewimmel berichten auch die Pelzjäger auf einigen der Aleutian Islands, West von Alaska. Diese sind im Sommer von eisiger Totenstille umwoben. Nur Wind und Nebel umspielen die felsigen Küsten. Doch komm im Frühjahr zurück und du vernimmst ein Getobe wie das Krachen des ewigen Eises oder das Donnern einer Schneelawine. Millionen dickbepelzter Seehunde (Seals) sind gekommen und haben die Inseln erklommen. Als erste kamen die Herrn der Herde, die mit Kampfgebrüll wie alte Patriarchen sich ihr altes Revier zurechtmachen. Sie warten eifersüchtig auf ihre Lebensgefährtinnen, die langsam angezogen kommen. Nicht lange dauert's und es gibt junges Leben überall. Die Mütter hängen mit zarter Liebe an den Kleinen; tollen sich mit ihnen im Wasser umher, um sie das Schwimmen zu lehren. Die Männer stürzen sich indessen in ihrem Wigwam hungrig von Ecke zu Ecke, um ihn vor dem Einbruch heranwachsender "bachelors" zu behüten. So geht's den ganzen Sommer hindurch; erst im Herbst wird's wieder still.

So hat es gewimmelt in Luft und Meer seit undenkbaren Zeiten. Wie würde es heute wimmeln, wenn der Mensch nicht zerstörend eingegriffen und das mächtig strömende Leben unsinnig vernichtet hätte!

Dem wilden Geflügel hat er die Weidegründe zum grossen Teil zerstört. Dem Salm ist durch Anlage elektrischer Kraftwerke in den Strömen der Aufstieg zu seinen Laichgründen verblockt worden. Den Büffel hat man in rohester Weise abgeschlachtet. Oftmals musste er für eine einzige Mahlzeit des weissen Mannes sein Leben lassen. Tausende wurden ausgerottet, weil sie dem Zugverkehr lästig waren oder die Telegraphenposten gefährdeten. Bisweilen sah man meilenweit an der Bahn entlang ihre Felle aufgestapelt, so wie heute unsere Heu- und Strohhaufen. Als er 1879 zum ersten Mal ausblieb, sass der Indianer und Half-breed hoffnungslos auf der Prairie. An Ackerbau und Viehzucht waren sie nicht gewöhnt; so starrten sie dem Hunger und der schwärzesten Not ins Gesicht. Das Verschwinden des Büffels wurde zusammen mit der unklugen Landaufteilungspolitik der Ottawa-Regierung der Hauptgrund zum Riel-Aufstand (1885).

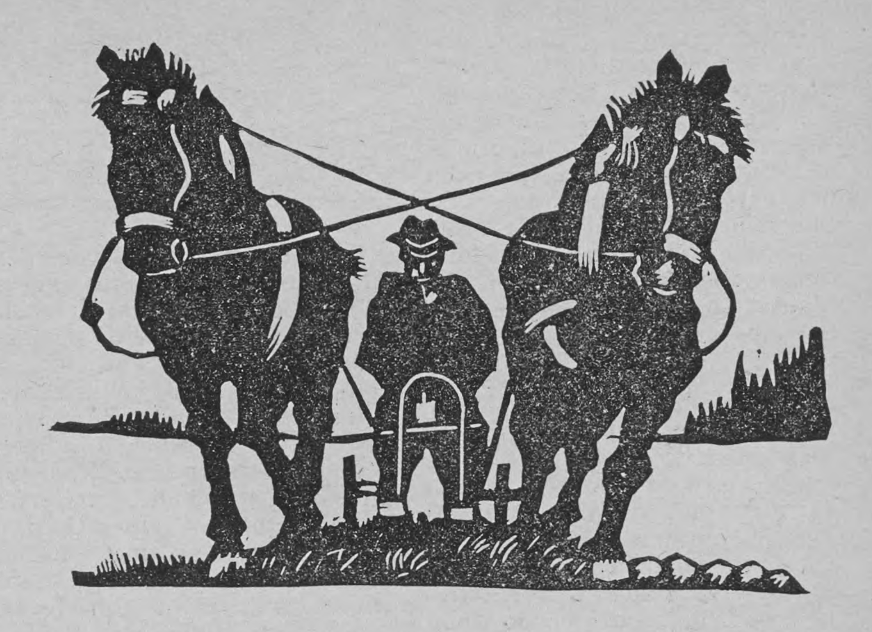
Kann man nicht auch den Menschen hineinbeziehen in das grosse Gewimmel auf Erden? Er hat sich in den letzten 100 Jahren ums Dreifache vermehrt auf 2000 Millionen. Schon vor der Jahrhundertwende hat man beweisen wollen, dass solch schnelles Anwachsen der Menschheit zu vernichtenden Hungerkatastrophen führen müsse. Es hat sich nicht verwirklicht. Im Gegenteil lehren gegenwärtig die Agrobiologen, dass die Erde noch 20 mal so viel Menschen beherbergen, füttern und kleiden kann. Ein Beweis für den ungeheuren Güterreichtum, den Gottes Güte alljährlich auf die Erde streut! Der Mensch ist ein zähes Gewächs. Wie viele Seuchen haben ihn doch dezimiert! Pest und Hunger und Erdbeben haben immer wieder seine Reihen gelichtet. Und doch hat er sich immer wieder aufgerafft und wie ein unvertilgbares Unkraut sich immer wieder durchgeschafft. Und immer wieder hat er sich in kurzer Zeit vermehrt und immer wieder kam es zu grossen Wanderungen und zur Bevölkerung leerer Kontinente. Ein wahres Gewimmel!

Wie viel grösser wäre es, würde der Mensch nicht so gegen sich selber wüten. Er tut's durch sündhafte Familienbeschränkung, die zahllosen Kindern die Tür zum Leben versperrt. Tut's durch gottlosen Kindermord, der allein in den Vereinigten Staaten alljährlich 600,000 bis 1 Million Unschuldiger verschlingt. Ohne diese Aderlasse am Leibe der Menschheit gäb es noch viel grössere Menschenheere. Ein noch viel grösseres Gewimmel wäre es in Stadt und Land, auf Bahnhöfen und in Theaterhallen.

Wer aber hat diesen Drang zum Leben, diese Wander- und Unternehmungslust in all die lebendigen Wesen hineingebaut? Die Antwort darauf ist: der Herr der Heeresscharen. ER sprach — und es wurde ein grosses Gewimmel.

O wie zaumlos ist die Zunge des Menschen! Eine Zunge ist wie eine Dornhecke, die keinen ungerupft lässt; wie ein Wiesel, welches alle Tiere giftig anhaucht; wie eine Säge, so da Stein und Bein nicht ungebissen lässt; wie eine Klette, vor der auch Samt und Seide nicht sicher sind; wie eine Mücke, die sich nur auf Wunden und Schaden setzet.

Selig, wer zu säen und zu ernten verteht!



Neben dem stattlichen Gutshofe summt die Dreschmaschine. Zu goldenen Hügeln häufen sich die Körner. Wohlgefällig im Bewusstsein mühsam erarbeiteten Reichtums betrachtet der Besitzer den Ertrag, während sich die Dienstboten eifrig bei der Arbeit tummeln. Da kommt einer auf den Hof zugeschritten, der nicht wie ein Knecht aussieht. Im Schatten eines alten, knorrigen Baumes bleibt er stehen. Sein Haupt umstrahlt ein Leuchten, und aus seinem Antlitz spricht himmlische Hoheit.

"Selig, wer zu säen und zu ernten versteht!" sagt er mit seltsamer Redeweise. Der Gutsherr wendet sich ihm überrascht zu: "Wie meint Ihr das, was wollt Ihr damit sagen?"

"Nur erinnern wollte ich Dich," erwiderte der Unbekannte freundlich. "Vergiss nicht Deine Brüder, denen das tägliche Brot eine tägliche Sorge ist! Die Natur ist ein Tempel Gottes, kein Kaufhaus. Der Herr gab das Wachsen und Gedeihen, damit alle satt werden. Du brauchst den Segen des Himmels, ohne den Du nichts vermagst. Gib von Deinem Ueberflusse denen, die Not leiden, dann wirst Du und Deine Arbeit gesegnet sein für und für, und alle die tun wie Du, werden von der milden Hand des Herrn alles hundertfach wieder empfangen!"

Bevor der Gutsherr noch etwas zu antworten vermochte, sah er den Fremden wieder davonschreiten, lautlos, als berührte sein Fuss den Boden kaum. Und die Maschine summte mit einem Male seltsam, wie Orgelton.

Unwillkürlich faltete der Herr des Hofes seine Hände und sah versonnen hinein in das lichtüberflutete, sommerliche Land. Ein Wort kam ihm in den Sinn: "Der Bauer gehört zu unserem Herrgott! Wenn aber der Bauer den Herrgott nicht findet, dann findet der Herrgott den Bauer!"

Dieses Wort ist wohl wert, dass wir im nachstehenden ein wenig ausführlicher darüber reden:

"Der Bauer gehört zu unserem Herrgott." Was will das sagen? Nun jedenfalls dieses: **der Bauernstand braucht den Segen Gottes vor allen andern Ständen.**

Gewiss, es gibt keinen Beruf, der nicht den Segen Gottes braucht. Der Spruch des Volkes sagt es ja mit den Worten: "An Gottes Segen ist alles gelegen." Aber es ist kein Stand, der so unmittelbar auf den Segen Gottes angewiesen wäre, wie der Bauernstand. Bei ihm ist es förmlich, als könnte er es mit den Händen greifen, dass er den Segen Gottes braucht, er braucht ihn **für das Gedeihen auf Feld und Wiese, auf Acker und Flur.**

Jeder Getreide- und Grashalm sagt ihm: "Ich brauche den Segen Gottes zum Gedeihen." Jeder Obstbaum kündet ihm dasselbe Wort. Und in der Heiligen Schrift steht es klar und deutlich: "Nicht der ist etwas, der pflanzt und säet, und auch nicht der, welcher begiesst, sondern der, der das Gedeihen gibt und das ist Gott."

Der Segen Gottes ist weiter notwendig wegen **der gedeihlichen Witterung.**

Die rechte Witterung zu geben hat Gott der Herr sich vorbehalten und lässt sich da von niemand etwas dreinreden. Was können die Menschen tun, wenn ihnen im Sommer der Wind die Wolken immer forttreibt, nach deren Regen die Felder dürsten, und was vermögen sie gegen Gottes Willen, wenn es im Sommer wochenlang regnet und Heu und Getreide verfaulen? Das alles ist in Gottes Händen und so bleibt nichts anderes übrig, als zu Gott um Hilfe sich wenden.

Gottes Segen bedarf es auch, um **Viehseuchen fernzuhalten.**

Man hat viele Mühe gehabt, Krankheiten und Seuchen unter den Menschen zu bekämpfen

und hat viel dabei erreicht. Ansteckende Krankheiten vermag man zum Teil fernzuhalten. Aber es tauchen immer neue Krankheiten auf, gegen die man oft lange machtlos ist. So auch bei den Viehkrankheiten und Seuchen. Was hat nicht, trotz aller tierärztlichen Mittel, um nur ein Beispiel anzuführen, die Maul- und Klauenseuche für Schaden angerichtet!

So braucht der Bauernstand den Segen Gottes überall. Aber Gottes Segen soll nicht nur allein erbetet, sondern er muss auch verdient werden. Dazu verhilft ein frommes, christliches Familienleben. Ein solches wird nicht nur einmal seinen Lohn finden in der Ewigkeit, es bringt ganz sicher schon hier auf Erden Segen für die Arbeit.

Man zeige mir einmal ein richtiges, echt christliches Bauernhaus, das dauernd vom Unglück heimgesucht wird, oder einen Bauern, der am Beten und Almosengeben zugrunde gegangen ist. So etwas gibt es nicht auf der ganzen Welt. Dagegen kennt der Kalendermann viele Beispiele von Bauernhäusern, die schon tief unten waren und nur dadurch gerettet wurden, dass man auf den Herrgott nicht vergessen hat und kein Armer unbeschenkt von dannen gegangen ist.

Der Kalendermann kennt aber auch Beispiele von andern Häusern, die sich durchaus gut standen, in denen aber auf das Beten und Almosengeben kein grosses Gewicht gelegt wurde. Wenn man jedoch heute nach dem Reichtum dieser Häuser fragt, so heisst es: "Der ist zerronnen wie Butter in der Sonne!"

Ja, ja, der Segen Gottes! Wo der fehlt, da hilft alles Schinden und Rackern nichts.

Nun greifen wir noch einmal auf den alten Gedanken zurück: "Der Bauernstand gehört zum Herrgott!" — Warum?

Weil der Bauernstand ein Vermittler des göttlichen Segens für alle Stände sein soll.

"Solang uns vom Adel des Menschen das unruhige Herz geblieben ist, da rührt Gott an Sein Eigentum."

"Der Christ ist ein neuer Mensch, der seinen Standort geändert hat."

Der Bauernstand ist vor allem ein **Nährstand** für die andern. Alle Lebensmittel und Rohstoffe für Kleidung und Wohnung erarbeitet der Bauer und ringt sie dem Boden ab. Je mehr Arbeit er darauf verwendet, je sorgfältiger er sie ausführt, umsomehr kann er beitragen zur Erhaltung aller übrigen Stände. Ein Spruch heisst: "Hat der Bauer Geld, so hat es die ganze Welt." Das mag seine Richtigkeit haben. Aber eben so wahr ist das Sprichwort: "Baut der Bauer sein Feld, so nährt er die ganze Welt." Der Weltkrieg hat so recht gezeigt, was aus einem Volke wird, das sich nicht selbst ernähren kann.

Dafür hat aber auch der Bauernstand die Pflicht, Grund und Boden entsprechend zu bearbeiten, immer mehr herauszuholen, ihn immer ergiebiger zu machen, je mehr die Bevölkerung anwächst. Der Bauer soll sich der erprobten Fortschritte bedienen, um sich die Arbeit zu erleichtern und mehr Erfolg erzielen zu können.

Hat aber der Bauer die Pflicht, Grund und Boden vernünftig zu bewirtschaften und so die Ernährung der übrigen Stände zu ermöglichen, dann haben die andern Stände auch die Pflicht, ihm das zu ermöglichen. Der Bauernstand soll nicht erdrückt werden von der Last der Zinsen, Steuern und Abgaben, die ihm alle Lust an der Arbeit und Heimat verderben. Was dem Bauernstand gegeben wird an Fürsorge und Schutz, kommt immer wieder allen andern Ständen zugute.

Der Bauernstand ist ferner ein **Jungbrunnen** für die ganze menschliche Gesellschaft. Er dient zur Blutauffrischung der übrigen Bevölkerungskreise. Alles hilft dazu, ihn gesund zu erhalten: seine Arbeit im Freien, die naturgemässe Kost, die geregelte Art seiner Tätigkeit. In den Städten und Fabriken siechen die Menschen dahin. Der Bauernstand muss immer wieder Kräfte an die Stadtbevölkerung abgeben. Aber dies soll und darf nicht zur Landflucht werden.

Wehe aber, wenn die Landbevölkerung selbst nicht gesund wäre, leiblich oder sittlich, dann würde das Verderben rasend schnell seinen Weg nehmen!

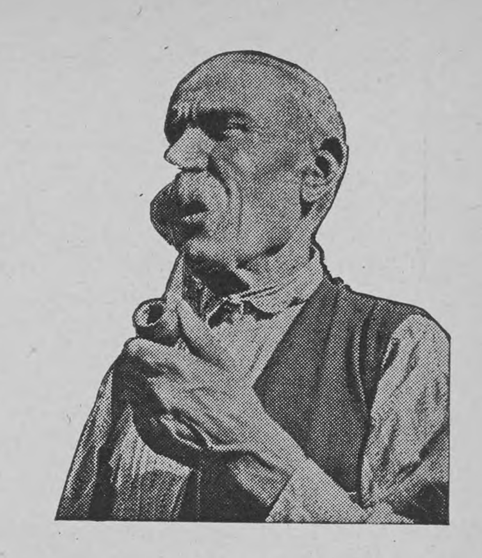
Der Bauernstand ist zum dritten eine **Säule und Grundfeste der Ordnung** für den Bestand der menschlichen Gesellschaft. Die ganze Arbeitsweise nötigt den Bauer zum Beharren bei alten Gebräuchen und Gewohnheiten. Diese Beständigkeit teilt sich seinem Charakter mit. Er hängt am Hergebrachten. Dadurch wird er zu einer Säule und Grundfeste der Ordnung und Sicherheit im Staate. Er selbst will auch Ruhe haben für seine Arbeiten. Deshalb verfängt bei ihm die Revolution am allerwenigsten. Er ist im Gegenteil ein Damm gegen den Umsturz.

Der Bauer vom alten Schrot und Korn ist zum vierten **ein Hort der Religion und Frömmigkeit.**

Es ist nicht ohne Ursache, dass gerade der Bauernstand soviele Priester hervorbringt. Wenn die Frömmigkeit im Bauernhaus keine Heimstätte mehr hätte, wo würde sie dann noch gefunden? Der Bauernstand braucht den Segen Gottes, darum ist ihm die Religion wertvoll und kostbar, weil sie ihm den Segen vermittelt. Seine Frömmigkeit ist gediegen, hat nichts Weiches, Verschwommenes. Sie durchdringt seine ganze Tätigkeit. Sie beseligt das Leben des Bauern und erleichtert sein Sterben.

Ja, der Bauer gehört zum Herrgott!

vom Schusterseppel



Liebe Leit:

Ich hon im Mariabot g'lese, und ihr werd's wohl auch alle gelest hen, wie dass der Poter, wo dass den Mariabot schreibe tut, uf Primate gemuvt is vonwege seine Gesundheit. Jetzten werd er wohl bald wieder g'sund werden, vonwege weil die G'sundheit wichtig is fier Mensch und Viech. Bevor dass ich weider schreib, muss ich ober sogen: Ihr Leit von Primate, desch ihr mir den Poter gut fietre tut. Ich bin ein guder Freind vom Poter, von seller Sach kann ich mich rühme. Und vonwege weil ich sein Freind sein tu, aus soller Ursach werd ich's bald ausfinne, wie dass es dem Poter in Primate gehn tut und wie dass die Leit ihn dorten händle.

Liebe Leit, immer wenn ein neier Priester in eine Gemeinde kommt, dann gebts ein exitement in soller Gemeinde. Am erschten Tag oder uf die zwei erschten Täg, dann tun solle, was ihre Neigierde net holte können, h'nieber gehn zum Pfarrhaus. Der eine kommt mit Kartoffel, dann kommt ein Weib mit Milch, nochher kummt wieder eine mit Kartoffel, dann lauft ein Madel h'nein zum neien Poter mit cream, dann wieder Kartoffel, Butter, usw., usw. Alle tun sie sogen, wie dass sie mit Stoff fier die Kuchel komme. In Werklichkeit tut's ober net der Kuchelstoff sein, es is die Neigierde, was die Leit dohertreibt. Nochher, wenn sie den Poter eimol g'sehe hen, nochher kann er worte, bis dass er wieder mol Buter kriegt und cream.

Das grösste von alle exitements kummt uf den erschten Sunntag, wenn der neie Poter seine erschte Predigt holte tut. Da hucken denn die Leit und reissen ihre Ohre und ihr Augen uf, wie als wenn sie noch niemals net einen Poter g'sehen oder eine Predigt g'hert hätten. Und nochher, wenn der Poter schen und gut vom lieben Gott geprädigt hot, nochher sogen sie: "S'ist halt ein guder Prädiger." Wenn ober so die Sunntäg fünf oder sechs vorüber sein, dann is er kein guder Prädiger mehr, ne, dann tun die Leit schon wieder schlofe in der Prädigt oder sie tun nochher kritisiere, wie dass er kein guder Prädiger net is.

Liebe Leit, so viel tu ich mich auskenne, dass die erschte Prädigt, wo dass ein Poter in seiner neien Gemeind abholte tut, die wichtigste von alle seine Prädigten is. Solle Prädigt tut niemand net vergesse fier lange Johr.

Ich, wenn ich ein Poter wär, ich tät wiesse, was zu die Leit zu soge. Meine Erfohrung, desch miesst ihr wiesse, liebe Leser und Leserinnen, meine Erfohrung hot mich weitrum gefiehrt, und ich weiss, was die Leit gleiche und was sie net gleiche.

Ich, wenn ich ein Poter wär, ich tät uf meine erschte Prädigt uf solle Art reden:

"Liebe Leit. Ich bin der Poter so und so. Geboren bin ich in sechsundneinzig im Dorf, was den Nomen Klatschdorf Kreis Neuwitz troge tut. Mein Voter is ein fiess reicher Mann gewest. Plenty Geld hot er mir geben, sell kann ich eich soge, liebe Leit. Zehntausend Dollar hob ich in meiner Tasch . Und selle zehntausend Dollar, die werd ich jetzt fier unsre Kerch spende. Desch ihr's wiesst, Leit, von heit ab werd'd ihr mir keine Kerchensteier mehr zohle. Sell zohl ich fier eich. Kummt's mir also net mit Geld."

"Wie ich aus der Schul raus wor, liebe Leit und Pfarrkinder, da hob ich uf'n Kaufmann studiert. Ein schenes und reiches Madel hen ich geheirot, ober, wie's so im Leben kummt, Leit, mein Weib is mir durchgebrennt"—hier tät ich die Prädigt stoppe und tät mit die Hände ieber meine Augen fohre, so dass alle Leit sehn, wie dass ich die Tränen in den Augen hob. Alle Weiber in der Kerch täten gleich mitheile. Und das Heile, wie ihr wisst, desch is die Hauptsach bei der Prädigt. Und nochher tät ich dann weiterprädige:

"Mein Weib is mir durchgebrennt, liebe Leit, und so bin ich denn Poter worde. Und do steh ich denn hier vor eich und sog eich, desch von jetzten ab ich nur fier eich, meine liebe Pfarrkinner, do bin."

Hier täten die Weibsleit wieder heile. Ich ober wär noch lang net zuend mit meiner Prädigt.

"Leit und Pfarrkinner," tät ich soge, "geschtern, wie ich ankomme wor, da hen ich eire Kerchenbiecher nochgeschaut. Unnerschiedliche Leit hen mich auch schon b'sucht, und ich muss eich soge und vermelde: Eier Poter, wo dass ihr vor mir g'hat hobt, soller Poter is nix net wert gewest. Und nix wert sein alle jene, was Freindshaft mit ihm geholte hen."

Uf diese Wort, desch könnt ihr sicher sein, liebe Leser und Leserinnen, uf diese Wort tät ich uf eimol alle zu meine Freind moche, was vorher den alten Poter gekritisiert hen. Ich ober tät weiderspreche und prädige:

"Von jetzten ab werd alles besser werden wie dass es unner dem Prieschter, was vor mir dogewest is, sich abspielt hot. Ich werd die Mess lese und prädige, die Mannsleit ober werd'n wertschofte. Und die Ladies Aid Weiber, die könne auch mitwertschofte in der Kerch. Holt's eich heit die Biecher von der Kerch. Mouved die Kerch und das Pfarrhaus wohin ihr's wollt. Schlogt's den Kerchenbeitrog, wenn ihr sollen schon hobe wollt, h'nuf oder h'nunner, wie es eich passt. Wenn ihr keinen Kerchenbeitrog net zohle wollt, O.K. Ich hob eich ja schon g'sogt: Ich will kein Geld net, ich hob plenty. Und ich zohl den Kerchenbeitrog fier eich."

"Und dass ihr's auch wiesst: Wenn's ihr mich net mehr gleiche tut, dann sammelt's gleich Unnerschrifte und geht's zum Bischof. Tut's ober net zu lang worte, geht's gleich zum Bischof und sogt's ihm, wie desch er mich h'nausschmeisse soll."

"Sell muss ich bekenne, liebe Leit und Pfarrkinner: Mir Päter, mir sein net geeignet fier eine Pfarrei zu fiehre. Unner die Pfarrkinner, do sein immer bessere Köpf wie der Poter, in jeder Gemeinde sein solle Köpf. Und solle Köpf, desch sein die Personen, was die Pfarrei runnen soll'n."

"So tut ihr mich denn jetzten kennen, und ich tu eich hiermit die Hoffnung ausdriecken, desch ich immer mit eich und mit eire Gedanken zusammenorbeite werde, bis desch mir uns im Himmel wiedersehn.—Amen."

So, liebe Leser und Leserinnen vom Mariabot, tät ich prädige, wenn ich Poter wär. Und ich kann eich soge und versichre: Solle Prädigt tät kein Mensch net vergesse sein ganzes Leben lang. Und die Leit würden auch gleiche soge: Sell is ein Poter. Desch is ein Prieschter, wie mir ihn immer gewollt hen.

Liebe Leser und Leserinnen, die Pauline, was mein treies Weib is, die, wenn die mein heitiges Stieckel liest, die werd's net gleiche, sell weiss ich. Ich kenn mein Weib, sell kann ich eich verrote. Ober Pauline oder net Pauline, was Wohrheit is bleibt Wohrheit. Und ein Mann, was ein Mann sein tut, soll sich net schäme, die Wohrheit zu soge. Ich hob in mein langes und glieckliches Eheleben immer den Mut g'hat, mit die Wohrheit rauszukomme. Viele mol hot es die Pauline net geglieche, wie zum Beispiel das Stieckl was ich vier Johr zurieck im Mariabot ieber die Kieh geschriebe und zusammengesetzt hob. Sollermol hot die Pauline fiess ieber mich geschimpft. Ich ober bin net zurieckgange. Diesmol werd ich auch net zurieckgehe.

Sell von der Pauline tu ich schreibe, vonwege weil unnerschiedliche von die Mariabotleser mit der Pauline zusammen kommen. Und wenn die mit die Pauline reden und von der Pauline höre, wie dass ich solle stories wie heit net schreibe soll, nochher werden sie wiessen, was sie uf die Antwort zu geben hen.

Sonschten, sell muss ich soge, is meine Pauline ein gudes, braves und fiess verständiges Weib. Ich tu sie jetzt net lobe, damit sie mir net bös werd vonwege der heitigen story, ne, liebe Leser und Leserinnen, sell tu ich net. Ober als ein guder Ehemann, was sich uf die Gerechtigkeit auskenne tut, muss ich bekenne: Sie is ein arg gudes Weib. Alle, was sie kennen, tun sie gleiche.

Jetzten muss ich mit dem Schreiben uffhören vonwege weil ich es heit obend noch zum train troge muss. Nochmols sog ich: Ihr Leit von Primate, ich kenn eich net, ober ich hen g'hert, wie desch ihr dem Poter ein fiess schenes Pfarrheisel ufgestellt hobt. Jetzten, desch ihr mir den Poter gut fietre tut, damit er noch lang fier den Mariabot schreibe kann.

Mit solle Wort griesst eich

Der Schusterseppel.

"Das Eigen-Leben besteht nicht nur darin, dass man eigenes Bett und eigenen Tisch hat, sondern auch Religion, Geist und Freiheit haben darf."

Das Geloebnis

Von Heinrich M. Waldkugler

Eine Stunde den Berg hinauf stand das Kloster, wo die frommen Kapuzinerpatres lebten und beteten, Gott zum Lob, der Menschheit zum Segen. Drunten im Dorfe aber wohnte der Schmiede-Hannes. Er war kein Bärenmensch, dieser Schmiede-Hannes, er war wie ein Bär und ein Stier zusammen. Weit über sechs Fuss hoch stand er auf wahren Säulen von Beinen. Sein mächtiger, kantiger, mit struppigem Haar bedeckter Schädel war wie aus Granit geschlagen. Unnennbar ist die Zahl von Stühlen und Biergläsern, die an diesem Schädel schon zersprungen waren. Zwischen Kopf und dem eichentürbreiten Rücken sass etwas, das bei anderen Menschen Nacken genannt wird. Das da aber war kein Nacken mehr, das war bei aller Wahrheit ein echter und rechter Stierhals.

Der Schmiede-Hannes war stolz auf seine Hünengestalt. Noch viel stolzer war er auf die Massen von Bier und Wein und Schnäpsen, die er in die unergründlichen Tiefen seines Rachens hinabgiessen konnte. Am allerstolzesten aber war auf seine Donnerstimme, mit der er sich so viel Respekt in der ganzen Umgegend verschaffte, dass er höchstens nur zweimal in der Woche seine Fäuste zu gebrauchen hatte.

Für das Schmiedehandwerk hatte die Vorsehung den Hannes so richtig geschaffen. Er war stark und wuchtig wie drei Schmiede zusammen. Der Hannes missbrauchte aber seine Kräfte. Er missbrauchte sie zum Saufen und zum Raufen. Kein Pfarrer, kein Freund und keine noch so giftige Weiberzunge konnte ihn davon abbringen. Er soff und raufte, dass es nur so eine Freude war.

Einmal sass der Schmiede-Hannes wie gewöhnlich in der Dorfschenke. Mit ihm am Tisch sassen der Wirt und drei Bauern des Dorfes. Vor ihnen, zwischen den Bier- und Schnapsgläsern, lag ein Büchlein, das den für eine Schenke ungewöhnlichen Namen trug: "Der Abstinenzler."

"'Und ich sag, das is ein Unsinn, wo's keinen grösseren net auf Erden gibt", sprach der Schmiede-Hannes mit dröhnender Stimme, "das Buch da, tut's ins Feuer. Die Gesundheit soll's ruinieren, wenn man ein Schnäpsel trinkt oder zwei? Dem, was das geschrieben hat, wollt' ich 'mal zeigen, was Gesundheit is, und ich tu wirklich kein Schnaps net verachten."

"Ja, ja, das wissen wir", unterbrach ihn einer der Bauern, "aber es sind nicht alle so wie du. Ich glaub, das Buch, das tut doch etwas von der Wahrheit sagen."

"Von der Wahrheit?", schrie der Schmiede-Hannes zurück, "Dreck hat's, aber net von der Wahrheit. Habt ihr's gelesen was es sagt? Da schreibt es, dass der Herrgott manchmal wie ein Blitz und Donnerwetter über die Trinker kommt. Sowas steht dort in dem Buch. Ne, den Herrgott in Ehren, aber das is denn doch net für Männer. Kein Buch für Männer."

Mit diesen Worten streckte er seine Tatze aus und schob das Büchlein mit mächtigem Schwung vom Tisch auf den Boden. Dann griff er nach seinem Glas und trank es leer. Ein zweites und ein drittes waren auch bald trocken, und als zwei Stunden vergangen waren, hatte der Schmiede-Hannes bereits so viel der feurigen Flüssigkeit in sich, dass vier Mann davon glatt, wie niedergeschlagen, unter den Tisch gefallen wären. Erst aber, als es für fünf Mann reichte, fiel der Schmiede-Hannes stock und steif und mit viel Gepolter unter den Tisch. Man liess ihn liegen wo er lag. Weder der Wirt noch einer der Bauern wagte es, ihn nach Hause zu schleppen. So ein Menschengewicht war halt nicht für ihre Muskeln.

Am nächsten Morgen stand der Hannes wieder frisch und munter in seine Schmiede und hämmerte, dass die Funken bis auf die Dorfstrasse flogen. Da aber kam es plötzlich—nie konnte sich der Schmiede-Hannes erklären, wie es kam—aber es geschah, dass es auf einmal in des Hannes Schädel und in der ganzen Schmiede erdröhnte. Ein schweres Eisenstück war ihm vom Ambos an den Kopf gesprungen. So viele Sterne hat der liebe Herrgott ganz bestimmt nicht erschaffen, wie sie der Hannes sah, als das Eisenstück ihn traf.

Wie das Eisenstück gegen seinen Schädel prallte, da sprang aus der untersten Tiefe seines Gehirnes eine Idee zur Stirn hinauf, gerad' zwischen die Augen, und von dort in die Mitte zwischen beide Ohren:

"Da hast du's, Hannes, der Hergott hat dich wie mit einem Donnerkeil getroffen. Gestern wolltest du nicht glauben, dass der Herrgott so etwas könne. Da hast du's jetzt. Wenn du es jetzt noch nicht glaubst, dann bekommst du noch eins. Und das sag ich dir: Das zweite wird noch besser sein."

Mit beiden Händen seinen Schädel haltend, stand der Schmiede-Hannes eine Weile vor seinem Ambos. Da ging plötzlich ein mächtiger Ruck durch seinen Körper. Mit einem Fluch, den selbst Satan respektieren würde, griff er nach dem Hammer und schleuderte ihn in die Ecke, dass das Schmiededach krachte. Dann sprang der Schmiede-Hannes zur Tür hinaus und rannte davon, als wenn vierzig böse Geister hinter ihm her wären.

Der Hannes rannte durch's Dorf, vom Dorf rannte er über die Felder dem Walde zu, und von dort den Weg hinauf zum Kloster der frommen Kapuzinerpatres.

An der Klosterpforte klopfte er laut und gebieterisch und schrie dem öffnenden Klosterbruder an, ihm sofort einen Pater herzuschaffen.

Der erschrockene Bruder Pförtner verschwand und bald darauf erschien ein Pater. Es war ein kleines, schmächtiges Männchen mit langem, weissen Bart, was da milde lächelnd vor dem erregten Riesen stand.

"Was möchtet Ihr wohl?" fragte der alte Mönch mit sanfter Stimme.

"Herr Pater", sprach der Schmiede-Hannes mit einer Stimme, die noch kein Mensch an ihm gehört, so schüchtern und so unsicher klang sie, "Herr Pater, ich tät halt schön bitten, dass mich der Herrgott gestraft hat für mein Saufen, indem dass es mir beinah den Schädel in Stücke verschlagen hat. Jetzt tut's mir doch Eure Hilf' geben und nehmt mich auf in den Verein, was die Abstinenzler genannt werden."

Der Pater schaute still auf den Schmiede-Hannes. Dann bat er ihn in ein kleines Zimmer und sprach über eine Stunde mit ihm.

Nachdem die Unterredung zu Ende war, verabschiedete sich der alte Kapuzinermönch vom Schmiede-Hannes und verschwand im Klostergang.

Der Hannes aber blieb stehen, wo er stand. Etwas schien ihm nicht gepasst zu haben. Sein Gesicht war nicht das Gesicht eines zufrieden-

Schlug Gott dich hart in Not und Leid,
Verlier nicht allen Mut,
Und scheint dir's eine Ewigkeit:
Einmal wird alles gut.

Und siehst du nichts als Elendsland,
Frag nicht nach dem Warum.
Beug still dich unter Gottes Hand,
Sieh dich nach niemand um.

Gott gibt den Sternen ihren Weg,
Er denkt an Gras und Stein.
Er weiss für jeden Land und Steg,
Er lässt dich nicht allein.

Und siehst du weder Licht noch Schein,
Bist ohne Kraft und Mut,
Will niemand Stab und Helfer sein:
Einmal wird alles gut.

Geh deinen graden Weg voran,
Sieh dich nach niemand um.
Der steilste Weg führt himmelan.
Gott weiss um das Warum.

(M. Hey)

---

gestellten Menschen. Eine kurze Weile stand er noch nachdenkend da, dann trat er plötzlich entschlossen an das Fensterlein, hinter dem der Bruder Pförtner hauste, und rief:

"He, Bruder, sagt's einmal, war dieser Pater da Euer Oberster?"

"Nein", kam des Pförtners Stimme zurück, "das war der Pater Isidor. Unser Oberster ist der Pater Donatus."

"Holt mir den Pater Donatus, aber mit Donnereile", brüllte es da auf einmal zum Bruder Pförtner hinein.

"Schön, schön, gleich", eiferte der erschrockene Bruder und eilte, was er nur eilen konnte, zur Pförtnerklause hinaus.

Pater Donatus war bald zur Stelle. Fragend schaute er auf den riesigen Schmied.

"Seid Ihr der Pater Donatus?" fragte der Hannes.

"Ja, der bin ich."

"Pater Donatus, ich bin der Schmied vom Dorf. Ein Säufer bin ich gewesen, ein gar wüster Säufer. Mit dem Saufen ist's jetzt aber Schluss. Hab' gerad' vor Eurem Pater Isidor das Gelöbnis gemacht, dass ich kein Schnaps net mehr anschau. Aber, hochwürdiger Herr Oberer, das Gelöbnis hat net gesessen. Der Pater Isidor ist so ein feiner frommer Mann, seine Stimme ist grad gut für die Weiber und für die Engel. Mich hat's net

getroffen. Das Gelöbnis sitzt net. Geht's, seid's so gut und holt's mir doch einen andren Pater, einen grossen mein ich, einen starken, der wo mir das Gelöbnis noch einmal vorspricht."

Erstaunt schaute Pater Donatus auf den Sprechenden. Dann stieg ein verständnisvolles Lächeln in seine Züge und, den Schmiede-Hannes beruhigend auf den Arm klopfend, sprach er:

"Soll geschehen, Mann, soll geschehen. Ihr sollt Euren Pater bekommen". Und schmunzelnd ging er fort.

Der Schmiede-Hannes wartete. Er wartete aber keine drei Minuten, da würde plötzlich die Tür mit Wucht aufgerissen, und vor dem Hannes stand ein Kapuzinerpater, dass dem starken Schmied aller Atem verging. Grösser noch und mächtiger in Schultern und Nacken als der Hannes war dieser Mönch. Ein riesiger Bart, feuerrot wie die rächende Glut des Flammenschwertes St. Michaels, stand straff und starr fast in einer Richtung mit der ungeheuer grossen Nase. Und Augen hatte der Pater—Höllensapperlot noch mal, dem Hannes wurde heiss.

"Bekehren willst du dich, du Saufhaus, du elendiges?" brüllte da plötzlich eine Stimme dem Hannes entgegen, dass diesem jetzt aber wirklich aller Mut in Stücke fiel.

"Da muss dir der Herrgott erst den Schädel in Fetzen schlagen, du gottvergessener Sauflump, bist du dich bekehrst, was? Und jetzt willst gar Abstinenzler werden? Scher dich zur Hölle, wo du hingehörst. Der Himmel, der ist zu gut für solch versoffene Klötz wie du."

"Herr Pater", wagte der Schmiede-Hannes schüchtern dreinzureden, und er erhob seine Hand wie zum Schwur: "Bei allen Heiligen, ich . . . "

"Maul gehalten", donnerte der Riesenkapuziner zurück, "runter mit der Pratze, auf die Knie."

Mit diesen Worten hieb er ein schweres Metallkreuz so wuchtig auf den schweren Eichentisch, dass es der Schmiede-Hannes in seinen Schuhen erzittern spürte. Es gab einen zweiten, das ganze Zimmer erschütternden Krach, als der Schmied vor dem Kreuze in die Knie fiel.

Dann sprach der Pater mit dröhnender Stimme die Worte des Abstinenzgelöbnisses vor. Als der Hannes sie nur leise und verzagt nachsprach, brüllte der Pater:

""Lauter, lauter, du Galgenstrick. Willst's etwa, dass dich der Herrgott nicht hört? Willst dann etwa weitersaufen, weil dich der Herrgott nicht gehört hat? Lauter, dass alle Engel und alle Heiligen dich hören und Zeugen sein können."

Da begann aber der Hannes alle Kraft seiner Stimme einzusetzen. So etwas hatten die altehrwürdigen Klostermauern ihr Leben lang — und dieses Leben war lang — noch nicht gehört, so ein Brüllen und so ein Schreien, wie es da aus dem Munde des gestrengen Riesenpaters und aus der Kehle des reumütigen Riesenschmiedes erklang.

Als alles fertig war und der rotbärtige Kapuziner sich mit drohenden Worten von Tod und Teufel, die alle treffen, so ihre Gelöbnisse nicht halten, verabschiedet hatte, stand der Schmiede-Hannes auf und wischte sich das Wasser von der schwitzenden Stirn.

Dann liess er sich den Pater Donatus noch einmal rufen:

"Recht vielen Dank, Herr Pater, jetzt hat's gesessen. Der grosse Pater da, der hat sein Sach verstanden. Jetzt ist mir das Saufen aber wirklich fort. Vergelt's Euch Gott."

Mit diesen Worten schritt er froh und zufrieden dem Dorfe zu. Und getrunken hat er nimmer.

Das langlebigste Volk der Welt sind die Neuseeländer. Dort beträgt das Durchschnittsalter von Männern 63 Jahre, während Europa auf ein Durchschnittsalter von 56 für Männer und 60 für Frauen gekommen ist. In Amerika wird 59 Jahre als Durchschnittslebenszeit angenommen. In Indien kommt man nur auf ein Durchschnittslebensalter von 22 für Männer und von 23 für Frauen.

Deines Herzens Not und Aufbegehren,
Deiner Seele Qual und wildes Wehren —
Nimmt die Stunde, Alles geht vorbei.

Selbst dein Weinen in die müden Hände
Und dein Aufschrei, dass die Qual sich wende —
Nimmt die Stunde, Alles geht vorbei.

Deines Lebens Warten, Qual und Not,
Dunkle Nächte, Bangnis um den Tod —
Nimmt die Stunde, Alles geht vorbei.

Alles strömt vorbei im Lebensstrom,
Stunden fallen schwer wie Glockenton —
Gott zu Füssen, wo sie still verhallen.

(Ludw. Goltermann)

Jig-Saw-Puzzle

Der Brummbär hat sich in der letzten Nummer den Weltanschauungs-Rummel unserer modernen Schildbürger angeschaut. Jetzt muss er wieder philosophieren, es geht halt nicht anders.

Was wollen die Herren da in dem Kasten? Sie wollten FLICKEN. Was wollten sie flicken? **Was sie selbst zerrissen hatten:** nämlich: die christliche Weltanschauung des Mittelalters. Auseinanderreissen ist leicht, aber wieder zusammensetzen, **so dass es passt,** das ist nicht so leicht, wie diese Herren es sich vorstellen. Der Brummbär denkt an einen alten Nachbarn, der nahm im Herbst seine Fordcar auseinander, und setzte sie wieder zusammen. Es blieben aber soviele Teile übrig, dass er sich noch einen Kinderwagen daraus machen konnte. Es handelt sich nicht einfach darum, die Teile zusammenzufügen, wie es eben kommt, sondern sie müssen auch harmonisch, nach ihrer eignen Gestalt, **zusammenpassen,** und es darf nichts übrig bleiben und nichts fehlen, sonst gibt es ein "Zerrbild". das sehen wir doch schon bei dem neuen Spiel, mit dem sich die "besseren" Kinder die Zeit vertreiben, (die "gewöhnlichen" Kinder haben ja keine Zeit zu vertreiben, sie müssen der Mutter Schrubben und Kochen helfen, oder dem Vater in Hof und Stall.) Nun, ich meine das "Jig-Saw-Puzzle". Das ist nicht so einfach. Da sind hunderte von Stücken, jedes anders. Und es muss genau eins aufs andere passen, so wie sie sind, ohne Lücken zu lassen, und man darf auch keine Ecke abschneiden, um es besser passen zu machen. Und vor allem: es muss gerade aufgehen, es darf kein Stück übrig bleiben, sonst ist die ganze Sache falsch, und es gibt ein "Zerrbild" wie gesagt. Nun merkt wohl: Jedes Jig-Saw-Puzzle passt nur **auf einen Weg** zusammen, so wie es das **eine Bild** will, von dem es ausgeschnitten ist. Wenn da der eine aus den Teilen ein Pferd zusammensetzen will, der andere aus denselben Teilen ein Haus, der dritte gar eine Dreschmaschine, wo das "Original-Bild" doch eine "Idylle aus dem canadischen Westen" darstellt, so gibt das alles "Karrikaturen", aus denen niemand klug wird: so wie die "Weltanschauungen" unserer gescheiten Schildbürger.

Und so kommen wir denn an den dritten "Seelentrieb", von dem der Brummbär sprechen wollte. Er sagte ja, dass es im Menschen drei Seelentriebe gebe: den Trieb zu Gott, den Trieb zur Familie (und von diesen hat er in früheren Nummern gesprochen). Jetzt kommt er auf den dritten Seelentrieb: den **Trieb zur Gemeinschaft.** Um "im Bilde zu bleiben": Jeder Mensch ist, wie die Teile des "Jig-Saw-Puzzle", etwas "Ganzes" für sich, mit seinen Ecken und Rundungen, aber zugleich ein "Teil" einer grösseren "Einheit", in die er **seiner Natur nach** hineinpasst, wie das einzelne "Stück" des "Puzzles", und diese "Einheit" nennt man "die menschliche Gesellschaft". Freilich stimmt der Vergleich nicht ganz: das "Stück" des Jig-Saw-Puzzles hat an sich keinen Sinn, ist nur ein Stück eines Bildes, kein "Ganzes". Der Mensch aber ist auch ein "Bild" für sich allein", ein "Ganzes", das aber zugleich ein "Teil" eines grösseren "Ganzen" ist in dem grossen Schöpfungs-Bild, das dem Allmächtigen vor Augen stand, als er die "Menschheit" erschuf, und **in ihr** den einzelnen Menschen. Dieses "Menschheits-Urbild" wurde nun durch die "Erbsünde" auseinandergerissen, und um das "Flicken" dieses "Urbildes" handelt es sich ja in all den "Weltanschauungs"-Fragen heute.

Nun, die Herren wollen die Menschheit wieder zusammenflicken, jeder auf seine Weis'. Und alle Pädagogen, Oekonomiker, Politiker, Psychologen (mit oder ohne Gott) sind schwer an der Arbeit, diese "Neu-Ordnung", diese "New Deal", "New Order", oder wie sie es heissen, endlich einmal, und zwar "definitiv" aufzubauen (oder wenigstens "für tausend Jahre" wie der Eine sagt). Dabei vergessen die Herren, dass diese "Neue Ordnung der Welt" schon vor 2000 Jahren wiederhergestellt

vom Brummbaer

worden ist, vom grössten Pädagogen (Erzieher), vom grössten Oekonom, vom grössten Politiker und "Volksgelehrten" der Weltgeschichte, von Jesus Christus. Seine "Weltordnung" ist die einzige, in die die Menschheit hineinpasst, er hat den klaren und einzigen Plan festgelegt, nach dem die Welt wieder aufgebaut werden muss, wenn es "stimmen" soll, wenn es keine ökonomischen Krisen, keine Arbeiterfrage, keinen Missbrauch des Kapitalismus; kein Gangstertum, kein "Judenpro-

blem", keine "Zerstörung der Familie", keine Immoralität, und endlich keinen Hunger und keinen Krieg mehr geben, und die Welt in Friede, Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit und Ordnung dahinleben soll wie eine einzige grosse Weltfamilie, als die grosse Gottesfamilie hier auf Erden, wie der Herrgott sie in seinem grossen Schöpfungsplan gewollt hat.

Aber das ist es ja gerade, was die "gescheiten" Herren nicht verstehen — oder nicht verstehen **wollen.** So ein kleines "Schreiberlein" schrieb noch vor kurzem: der Heiland habe von den Problemen der heutigen Menschheit nichts verstanden. Er sei ein weltfremder Träumer gewesen, der nur "Seelen" gekannt habe, aber keine "Menschen", der nur in einer "anderen Welt" gelebt hätte, von einem Himmel (irgendwo in der Luft) geträumt hätte, und diese irdische Welt zum Teufel gehen liess.

Nein, der Brummbär denkt: wenn der ewige Herrgott einmal in der Ewigkeit-Zeit herabkommt von seinem hohen Himmel, um **Ordnung zu schaffen,** hier auf dieser kleinen Menschenwelt, dann **schafft er** auch Ordnung, und dann **ist auch** Ordnung, und dann kann es auch **keine andere** Ordnung mehr geben solange die Welt besteht.. "Wer nicht mit mir ist, der ist gegen mich, und wer nicht **mit mir** aufbaut, der **zerstört"**, hat Er selbst gesagt. Also nicht Plato, und nicht Napoleon, und **nicht Marx, auch nicht die Vier und Zwei Halben,** welche sich heute um die "Neue Ordnung" streiten, können die Welt retten, sondern nur Christus, in dem Weltplan, den Er für ewige Zeiten in seiner Gotteskirche, der katholischen Kirche, festgelegt hat. Und ob man es "glaubt" oder nicht, ob man auch hunderte andere "Weltbilder" an Stelle des "Gottesbildes" setzen will: es geht einmal nicht anders, es werden immer "Zerrbilder" herauskommen, und die Menschen werden immer mehr in Elend und Verzweiflung hineingetrieben werden, bis sie einmal die Wahrheit ausfinden werden, bis sie endlich, ob sie wollen oder nicht, auch **"dran glauben müssen"**, oder sagen, wie der alte Bismarck: **Am Ende müssen wir noch alle katholisch werden.** (Nebenbei sagt der Brummbär ganz leise: Auch die Katholiken).

Nun, das soll mal genug sein für diesmal. Der Brummbär muss auch seine Ferien haben da oben im Busch. Das nächste Mal wollen wir uns diese neue katholische Weltordnung etwas näher ansehen, und da wird manches dabei herauskommen, an das viele gar nicht gedacht haben—auch manche Katholiken.

O Herr, du hegst in deinem Herzen,
Der du von Liebe überquillst,
Ein deutlich Bild von meinem Herzen,
Wie du mich haben willst.

Dein Auge sah es, halb gebrochen,
In deines Leidens tiefster Nacht;
Auch für dies Bild hast du gesprochen:
"Es ist vollbracht!"

Drum, bis dies Wort zur Wahrheit werde,
Das du dem Vater gabst für mich,
Find' ich nicht Rast auf dieser Erde;
Ich weiss, du opferst dich.

Du leidest neu, bis mir's gelungen,
Zu lesen, was dein Mund versprach,
Und wie ein Ruf von tausend Zungen
Hallt's in mir nach.
Und wie in stürmischen Akkorden
Durchrauscht's mein Herz, bis du es stillst,
Bis mir's geglückt, bis ich geworden
Wie du mich haben willst.

Nur der kann trösten, der zwar gelitten —
Nur der kann geben, der zwar musst bitten —
Nur der kann helfen, der die Not erfahren —
Der kann verstehen, der den Schmerz erfahren.
Nur der kann lieben, der das Leiden kennt —
— Nur der hat Grenzen, in den nichts mehr brennt.

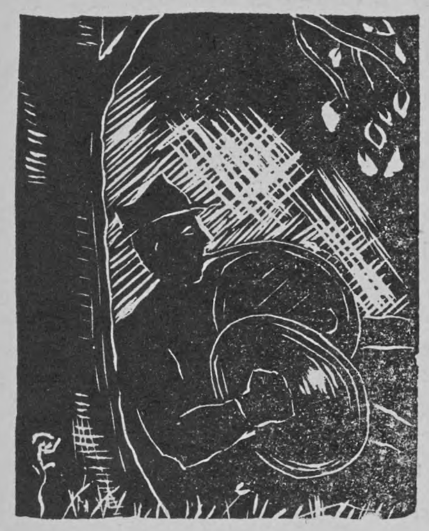
(M. Nels)

Dies und Das

(Fortsetzung von Seite 2)

Feuer herauszuhelfen, in dem sie heute steht. Seien wir jetzt einmal einsichtig und auch weitsichtig. Es hat noch kein Weizen geblüht, den man vorher nicht gesät. Wissen wir wohl auch dass früher nicht nur die Jugend besser war, dass es damals aber auch bessere Väter und Mütter gab? Väter und Mütter, die nicht halb so sehr vom Weltgeist angesteckt waren wie wir es heute sind? Denken wir auch einmal darüber nach. Und machen wir uns ans Werk der Jugendrettung. Wie das gemacht werden soll, das wird dir dein Priester sagen. Geh hin und sprich mit ihm.

Der Schriftleiter.



Der Sohn der Hagar

Roman von Paul Keller

(Fortsetzung)

Da war die Lore feuerrot geworden vor Zorn, hatte ihm ihre kleine Faust hingestreckt und gesagt:

"Nu so einer — so ein Grober! Na warten Sie, wenn Sie mich wieder küssen wollen, ich werde Ihnen heimleuchten!"

Und war lustig mit anderen Burschen mehr als je.

Robert Winter litt schwer darunter.

Einsam war er den ganzen Tag. Eine Woche lang hatte die grosse Dreschmaschine ihr monotones Lied gesungen, dann war ihm die Aufgabe geworden, den Wagen zu begleiten, der die Rüben nach der Zuckerfabrik schaffte. Das war ein weiter Weg, schweigend schritt Robert neben den Pferden, die die schwere Last dahinschleppten.

Dann dachte er oft nach über sein Leben und fand, dass es nutzlos und freudlos sei. Müde Melancholie fasste seine Seele, und die trüben Herbsttage vermehrten seine Schwermut.

Was hatte er gehabt vom Leben? Nichts! Was hatte er zu hoffen? Nichts!

Ein paar vereinzelte freundliche Tage ausgenommen.

Wenn er es recht bedachte, war seine Musikantenzeit noch das Beste von seinem Leben gewesen. Sorglos und ohne innere Kämpfe. Die Scham, Almosen zu nehmen, ist eine Krankheit, die alle Tage abnimmt. Und er hatte sich ja auch immer eingeredet, er nähme gar keine Almosen. Er blies das Waldhorn recht gut, er hatte ja beim Militär in grossen Gartenkonzerten mitgespielt. Wenn die Leute also etwas für die Musik zahlten, hatte es den Anschein eines Almosens, in Wirklichkeit verschaffe er den Zuhörern ein spottbilliges Vergnügen.

Hätte Musiker bleiben, in eine Privatkapelle eintreten sollen. Aber es war auch ein Hungerleben, und Nacht um Nacht angestrengt zu musizieren, das hielt er nicht aus. Seit bösen, regenkalten Manövertagen hatte er keine guten Lungen mehr. Die Festungshaft war seiner Gesundheit auch nicht bekommen.

Was sollte er nun tun? Ruhig sein, froh, dass er im Hartmannschen Hause Unterkunft gefunden hatte. Was konnte dieses Haus für seine qualvolle Liebe zu Lore? Eine Lore konnte er überall finden. Und Herr Hartmann war ein Ehrenmann. Immer freundlich, immer gütig zu ihm. Fast so wie seine herrliche Tochter Christel. Wenn es kalt war, rief er ihn oft heimlich in die Wirtsstube und goss ihm einen wärmenden Schnaps ein. Und Robert sah ganz gut, dass er ihn aus der besten Flasche nahm. Kürzte seine Arbeitszeit ab, so gut es sich einrichten liess, liess ihn auch abends in die Gaststube kommen und gestattete, dass er mit anderen Karten spielte.

Und eines rechnete Robert Herrn Hartmann besonders hoch an: Ein junger Bauernsohn hatte ihn einmal gehänselt, dass er Musikant gewesen sei und hat durchblicken lassen, es schicke sich nicht, dass er mit am Wirtshaustisch sitze. Da hatte Herr Hartmann gesagt:

"Lieber Bruno Wenzel, der Robert ist mein Wirtschafter und so gut wie jeder andere Wirtschafter im Dorfe. Wenn er Ihnen im Wege ist — im Niederdorfe gibt's noch ein anderes Gasthaus."

Seit jenem Tage hatte Robert Winter ein Gefühl der Achtung für Hartmann, das an Liebe grenzte.

Dann war die Christel, die so treulich für ihn sorgte, der gutmütige alte Gottlieb Peuker und die Lore, die ihm ja viel Leiden brachte, aber doch wie ein Sonnenstrahl war, wenn sie ihm nur über den Weg huschte.

Was war es also, dass er nicht heimisch wurde in diesem Hause? Die Frau war schuld. Sie hatte noch kein freundliches Wort zu ihm gesprochen, sie kränkte ihn mit hundert Kleinigkeiten, hatte etwas Schnüffelndes, sah sogar die Brotstullen nach, ob sie nicht zu fett geschmiert seien. Wenn sie ihn nur anblickte, war es ihm immer wie ein stummer Befehl: "Schere dich fort! Verlass das Haus! Du gehörst nicht hierher! Du hast kein Recht, hier zu sein!"

Vor dieser Frau fürchteten sie sich alle, am meisten Hartmann. Bei jeder Kleinigkeit, die er ihm erwies, mahnte er ihn, die Frau nichts mer-

ken zu lassen, und er selbst redete in ihrer Gegenwart nur kurz mit ihm.

So wurde das Hartmannsche Haus für Robert Winter keine Heimat, weil er nicht eine Stunde das sichere Gefühl der Berechtigung hatte, dort zu sein. — —

Das letzte Fuder Rüben war aufgeladen. Hartmann begleitete diesmal Robert, um mit der Fabrik abzurechnen. Die beiden gingen lange schweigend neben dem langsam dahinschleichenden Wagen her. Leer und stumm lag die Landstrasse.

Gerade als die Pferde eine Anhöhe hinauf einmal stehen blieben, um zu verschnaufen, sagte Hartmann:

"Wie denkst du dir deine Zukunft, Robert?"

Robert sah ihn misstrauisch an. Gewiss, der wollte ihm kündigen.

"Wollen Sie mich nicht mehr behalten, Herr Hartmann?"

"Wer spricht denn davon? Wie kommst du denn darauf?"

"Mir — mir ist immer, als wenn mich Frau Hartmann am liebsten forthätte."

"Unsinn! — Na, die is halt so! Wer kann da was ändern? Und wer wird da alles gleich übelnehmen! Von Fortschicken is gar keine Rede. Aber wenn man fünfundzwanzig Jahre is, wie du, da denkt man doch mal dran, wo man nu eigentlich hinsteuert."

"Was soll ich denken? Ich hab' keine Aussicht. Meine Pflegeeltern hatten mir manchmal versprochen, sie würden mir mal die Wirtschaft vermachen. Aber erstens weiss ich nicht, ob sie das getan hätten, weil sie noch Verwandte hatten, und dann — Sie wissen ja, dass ich mit ihnen verfeindet bin, seit ich — wegen meiner Mutter —".

Hartmann unterbrach ihn.

"Na ja, Robert, du kannst glauben, ich mein's ja gut mit dir. Ich zerbrech' mir wegen dir genug 'n Kopp. Am besten wär's eben, wenn du a Mädel kriegtest, die a paar Taler Geld hat, und könnt'st 'ne kleine Wirtschaft kaufen oder auch was pachten —"

"Herr Hartmann, da wird wohl nichts draus werden."

"Warum nicht?"

Robert wurde rot und sah zu Boden. Hartmann betrachtete ihn, und ein Lächeln ging über seine jetzt immer sehr ernsten Züge.

"Nu, so a alter Kerl wie ich, der versteht ja nicht mehr viel davon, was sich junges Volk so einbild't. Aber ich hab' mir eben so meine Gedanken gemacht. Ich glaube, ich wüsste eine für dich: unsere Lore."

"Herr Hartmann!"

Der tat, als ob er die masslose Ueberraschung Roberts nicht bemerke. Er wandte sich halb ab und sagte:

"Sie is a flunkriges Ding, es is noch kein richtiger Ernst in ihr. Aber sie is halt noch jung. Die Gesetztheit kommt schon noch. Sonst is sie gut. Gesund, freundlich und auch fleissig. Sie is ja 'ne Waise. Mein Bruder und seine Frau sind zeitig gestorben. Da haben wir das Mädel genommen. Geld hat sie etwas über zweitausend Taler. Das is ja nich viel, aber zum bescheidenen Anfange langt's schon. Und du verstehst ja deine Sache. Wenn man euch vorläufig noch was vorstreckte, da könntet ihr zu was kommen."

Robert Winter stand zitternd auf der Strasse. Und wie er den alten Mann so halb abgewandt vor sich stehen sah, flutete eine glühende Liebe zu ihm durch sein Herz, die ganze Vereinsamung seines Lebens von der Kindheit bis jetzt war ausgelöscht, und er stammelte:

"Herr Hartmann, — Sie — — Sie sind so gut — — so gut zu mir — — — wie noch kein Mensch war."

Hartmann wandte sich ganz ab. Eine Weile sagte er nichts, dann drehte er sich um und sprach:

"Na, lass gut sein, Robert. Sag' vorläufig niemand was. Sieh, dass du die Sache mit dem Mädel abmachst, und dann — dann werden wir schon sehen. Jetzt fahr' weiter!"

Die Pferde zogen an, der Wagen krachte. Leise sprühte der Herbstregen hernieder. In Roberts Herzen aber war Frühling voll Klarheit und Sonne. Vergessen der Gram. Vergessen selbst der Zorn gegen den unbekannten Vater, den sein Hass sonst suchte.

Ein fremder Mann war ihm Vater geworden.

* * *

Spät kamen sie nach Hause. In der Wirtsstube sass der Postassistent, der mit zwei anderen Karten spielte. Er hatte einen freien Tag und war auf dem Zweirade gekommen. Lore bediente die Spieler und war lustiger als je. Da schämte sich Robert, in seinem schmutzigen Werktagsanzug in die Gaststube zu treten, und ging nach der Küche. Er fand die Christel allein.

Lange sass er schweigend da mit seinem übervollen Herzen. Da fragte Christel:

"Sie sind so still, Robert. Ist etwas passiert?"

"Ja! Und ich möchte es Ihnen gern sagen, Christel, ich möchte mich Ihnen anvertrauen."

Sie sah ihn freundlich an, fragte aber nicht.

"Ihr Vater is so sehr gut zu mir, Christel. Ausser Ihnen ist noch niemand zu mir so gewesen. Heute hat er mit mir von meiner Zukunft gesprochen."

"Ja, und da hat er wohl gesagt, dass Sie unsere Lore heiraten sollen?"

Er blickte überrascht auf.

"Sie wissen —"

"Ich dachte es mir. Und ich denke mir auch, dass Sie der Lore gut sind. Wer wäre ihr nicht gut? Sie ist sehr, sehr hübsch und gesund und lustig, und sie ist auch fleissig und hat ein gutes Herz."

"Ja, das ist wahr! Das ist wahr!"

Sie wandte sich von ihm ab und sprach:

"Es wäre gut, Robert, wenn Sie recht bald mit der Lore einig würden. Sie brauchen ja nicht sofort zu heiraten, aber es wäre gut, wenn Sie ihr bindendes Versprechen hätten."

Das war leichthin gesprochen, aber Robert hörte heimliche Sorge heraus, und er fuhr zusammen, als im selben Augenblick das laute Lachen des Postbeamten aus der Wirtsstube herüberschallte. — —

Es kam ein freundlicher Spätherbsttag. Die Sonne vergoldete noch einmal Fluren und Gärten, und ob es auch kühle Farben waren, sie waren doch schön und erfreulich. Ganz still war die Luft. Wenn ein spätes Blättlein vom Baume sich löste, sank es langsam wie ein bunter Kinderstern zur Erde.

Robert und Lore rechten im Garten das welke Laub zu grossen Haufen zusammen. Es war ganz lustige Arbeit, und Lore, die Roberts kleine Lektion längst verschmerzt hatte, war ausgelassen und trieb mehr Allotria als Arbeit. Robert war in grosser Erregung. Er ahnte, weshalb Christel ihn mit Lore allein in den abgelegenen Garten beordert hatte. Er zögerte, die Zeit verstrich. Da verachtete er sich selbst wie einen Feigling.

Doch als er wieder einmal ganz in der Ecke an der Gartenmauer mit ihr zusammentraf, wagte er es:

"Lore, ich möchte etwas mit Ihnen besprechen, etwas sehr Ernstes."

"Nanu? Wollen Sie mich wieder ausschimpfen? Ich danke."

"Nicht doch, Lore! Sie machen es mir schwer. Lore, Sie wissen, dass ich Sie lieb hab' — für mein Leben lieb — und ich — ich will Sie bitten — herzlich bitten, dass Sie — dass Sie mich heiraten."

Mit seiner ganzen Treue und Unbeholfenheit brachte er das heraus. Das Mädchen wollte erst lachen, aber sie blieb doch ernst.

"Ja, das — das geht ja gar nicht."

"Es wird gehen", entgegenete er eifrig. "Ihr Onkel will mir wohl. Er hat es mir direkt gesagt — gestern bei der Rübenfuhre hat er es mir gesagt — dass er es gerne sehen würde, wenn wir uns heirateten. Ja, das hat er gesagt!"

Lore wurde blass.

"Aber wieso — wieso kann er sowas sagen?"

"Es ist bloss sein stiller Wunsch, es hängt ja natürlich alles von Ihnen ab — er meinte, er würde uns behilflich sein, dass wir 'ne kleine Wirtschaft kaufen oder was pachten —"

"Wenn ich aber nicht will! Was liegt mir daran?"

Sie stampfte mit dem Fusse auf. Traurig und jäh erschrocken sah sie Robert Winter an.

"Wenn Sie nicht wollen — dann — dann —"

Er brachte kein Wort mehr heraus. Lore überwand ihren Zorn schnell und betrachtete ihn prüfend:

"Aergern will ich Sie ja nicht, Robert. Ich hab' ja auch gar nichts gegen Sie. Sie sind hübscher als alle, und dass Sie Musikant gewesen sind, daraus mache ich mir gar nichts —"

Er sah glücklich auf.

"Lore, herzensgute Lore, und gerade davor — davor hab' ich mich ja so gefürchtet —"

"Nein! Was können Sie dafür! Was kann ich dafür, dass ich keine Eltern mehr hab'? Einer hat Eltern und hat Glück, einer hat keine und hat Pech."

"So, ist es bloss deshalb, weil Sie mich nicht lieb haben?"

'Ich weiss es nicht. Ich weiss nicht, ob ich gar keinen lieb habe oder alle. Ich will mir nicht den Kopf darüber zerbrechen, denn ich bin noch jung. Ich bin noch nicht mal ganz zwanzig. Was hab' ich, wenn ich heirate? Da kommt gleich ein Haufen Kummer. Und Sie, Sie sind so streng. Sie passen so auf —"

"Lore, ich will ja — Sie können ja —"

"Könnte man keinen Schritt mehr tanzen, mit keinem reden oder lachen, käm' nicht mehr aus der Bude. Nein, damit hat's bei mir noch lange Zeit."

Er stand vor ihr mit bleichem Gesicht.

"Da — da entschuldigen Sie nur, Fräulein Lore —"

"Ja, nu nehmen Sie's übel! Ich hab' doch schon gesagt, dass ich Sie nicht ärgern will. Und ganz ausschlagen will ich Sie ja auch nicht. Bloss jetzt, jetzt passt mir's eben noch nicht, jetzt will ich erst noch abwarten."

Sein Gesicht erhellte sich wieder etwas.

"Da hab' ich doch ein bissel Hoffnung? Ich werd' mir ja so Mühe geben —"

"Versprechen tu ich gar nichts und abschlagen auch nichts."

"Aber — aber Sie werden's auch keinem andern versprechen —"

"Das weiss ich nicht. Und jetzt müssen wir wieder Laub rechen."

Sie verliess ihn. Die Tränen waren ihm nahe.

Lore aber dachte:

"Keinen Schneid hat er. Keinen Ulk macht er. Sogar mit dem alten Gottlieb hab' ich mich im vorigen Herbst beim Rechen immer abwechselnd in einen grossen Laubhaufen gestossen, dass nischt mehr zu sehen war. Fällt dem a solcher Ulk ein? Nein! Feierlich wie 'n barmherziger Bruder. Aber ein hübscher Kerl is er!"

* * *

Am frühen Abend trafen sich zwei Männer auf der Dorfstrasse.

"Bist du es, Robert? Wie kommst du daher ins Niederdorf?"

"Guten Abend, Schulze! Ich komme aus der Schmiede. Hast du jetzt noch Briefe auszutragen?"

"Ja, die letzte Post", sagte Schulze stolz. Er trug eine Briefträgermütze und eine Binde mit dem gelben Postadler am Arme. "Ich sage dir, das is doch a andres Leben wie die Kleisterei in der Backstube. Ich fühl' mich jetzt wieder wohl. Könntest mir eigentlich 'n klein'n Gefall'n tun, Robert — eurer Lore 'n Brief mitnehmen, da spar' ich mir 'n Weg."

Er suchte in seiner Posttasche und übergab Robert einen Brief. Der hielt ihn still in der Hand, ohne ihn genauer anzusehen.

"Er is drin in der Stadt aufgegeben worden," sagte Schulze, "1 bis 2 Uhr nachmittags, und die Adresse zeigt 'ne sehr ausgeschriebene Handschrift."

Robert entgegnete nichts. Er schob den Brief in die Rocktasche, und der lag darin, als sei er von Eisen.

Ein kleines Haus tauchte im Abenddämmern auf. Gelbrotes Licht fiel durch die halbverhüllten Fenster. Vorn war ein Hof, an den Seiten zog sich ein Garten hin. Die Klänge einer Ziehharmonika tönten aus dem Häuschen.

"Da drin wohnen die alten Hellmichleute", sagte Schulze. "Kriegen sehr selten mal was Postalisches. Wenn aber doch mal was an sie da is, da kommt die alte Hellmichmutter immer in sehr grosse Aufregung. " 's wird doch nich — 's wird doch nich —', sagt sie dann immer, und mehr sagt sie nicht. 's soll ihr nämlich vor sehr langer Zeit 'ne Tochter verschollen sein, und da hofft die alte Mutter noch, wenn nach langer Zeit amal der Briefträger kommt, a könnt' 'ne Nachricht von der Tochter bringen. Die wird natürlich längst tot sein."

"Wahrscheinlich", sagte Robert zerstreut.

"Hörst du — hörst du, jetzt singt er gar", sagte Schulze. "Das is der Hellmich. Die alten Leute tun miteinander wie ein Liebespaar, ja wie ein junges Liebespaar. Ich muss mal gucken."

Er ging in den Hof ans Fenster und winkte Robert. Der wollte erst auf der Strasse zurückbleiben, ging aber dann doch seinem ehemaligen Kameraden nach und schaute mit ihm in die Stube.

Eine echte, schlesische Dorfstube war's, erhellt von freundlichem Lampenlicht, das sogar die niedere, dunkle Holzdecke etwas heller erscheinen liess. Eine ganze Ecke füllte der blaue Kachelofen aus. Unter der Ofenbank lag friedlich eine weisse Katze auf einem pechschwarzen Pudel. An der Wand stand eine bunt bemalte Truhe und das offenbar kostbarste Stück der Ausstattung, eine hellpolierte Kommode, über die eine weisse gehäckelte Decke gebreitet war. Auf der Kommode lag ein Buch, wohl eine Bibel, darüber hingen einige fromme Bilder und in deren Mitte ein weisser Glaskasten, in dem ein verdorrter Kranz war.

Der alte Hellmich sass in einem Lehnstuhl, der mit schwarzem Wachstuch überzogen war, und spielte auf der Ziehharmonika. Dazu sang er mit altersheiserer Stimme, aber neckischem Ausdruck:

"Ich bin kein Graf und kein Edelmann und auch kein Kaiser und König, ich bin kein Doktor, der alles kann, doch habe ich drum nicht wenig: Ich bin ein glücklicher Musikant und habe die schönste Liebste im Land."

Dabei schielte er verliebt nach seiner Frau, die Kaffee in die Mühle füllte. Der flog ein Lächeln über das Runzelgesichtlein, sie fing an den Kaffee zu mahlen und sang dabei mit flacher Stimme:

"Ich hab' keinen Schleier und Federhut und auch keine seidnen Kleider, ich bin kein Fräulein von adligem Blut, doch bin ich zufrieden und heiter: Der flotteste Bursche im Lande ist mein, ich bin ein glückliches Mägdelein."

Dann sahen sich die beiden an und lachten. Hellmich erhob sich aus seinem Lehnstuhl.

"Ja, Rosel, a flotter Bursche bin ich ja, das is wahr, und wenn mir's nich immer a so im Kreuze steckte, wär' ich noch viel flotter."

"Und die Schönste im Lande bin ich ja auch", sagte die Hellmichen, "und wenn ich nich su viel Runzeln hätte, wär' ich noch viel schöner."

"Aber Mutter, wie das ulkig is, wenn du so mit deiner hohen Stimme 'und Fäderhut' singst–"

"Ja, und wenn du so mit deinem tiefen Basse brummst 'Kaiser und Keenig' —"

"Na, Mutter, wir zwei, wir zwei können's doch seit unserer Jugendzeit. Komm, jetzt mach' wir a Duett. Ich spiele uff der Harmonika, und du spielst uff der Kaffeemühle. Und ich bin a viel feinerer Musikant als du, denn ich tu doch fingern, aber du bist halt bloss a Leierweibel. Nu, mach' Platz Mutter! Du wirst aber ooch wirklich olle Tage dicker."

Sie machte Platz auf der Truhe, wo sie sass, und er setzte sich neben sie. Er begann auf der Harmonika zu spielen, und sie drehte vergnügt die Kaffeemühle dazu.

Zu dieser Begleitung sangen beide:

"Wir haben kein Schloss und keinen Palast, kein Gold und Edelgeschmeide, und dennoch ist das Glück unser Gast, und wir sind zufrieden, wir beide: Wir scheren uns nicht um Gut und um Geld, wir sind das glücklichste Paar von der Welt!"

Die ganze Stube war hell, schön und voll Freude.

Robert Winter, der nur scheu in das Zimmer gesehen hatte, sagte leise:

"Das sind gute Menschen!"

(Fortsetzung folgt)

Between you and me . . .

● For most of us August was the last month of the summer—the last month of the summer in this that September means general harvesting, getting the children ready for school, beginning as it were a new year. It might be a good idea for us to check up on ourselves now to see how we have been fareing during the past months, to find out if we have been the success we wanted ourselves to be. Have we been Catholics in the true sense of the word? Have we been frequenting the Sacraments? Have we watched over our company-keeping, our reading and pastimes? Let September be not merely the beginning of another season; let it be also a month of renewed spiritual endeavours.

● All of us are only too eager to read or to hear words of praise about our mothers. In this issue Reverend Anthony Gamble, C.PP.S., writes about "the Most Holy Name of Mary" which is the subject of the Church Feast on September 12.

● "Sunday Best" by Katheryn Ullmen is a timely criticism on etiquette in Church. There are many points upon which each of us could meditate—and then apply.

● We do not have to introduce John Patrick Gillese to our readers. His stories make him beloved by all. "The Way You Get Used To It" presents another episode in a newspaperman's life.

● During the past year we have had several articles on the J.O.C. They have caused many favourable comments. Now Rev. Father V. M. Villeneuve, O.M.I., the National Chaplain of the J.O.C., gives us the inspiring story of its origin and development, under the title "The J.O.C. Movement".

● Our Scholastic Brother was on holidays; he took time out for a rest; hence no letter this month. However, he assures us that he will catch up again in the October issue.

● Are we justly proud of our "modern" education? Yet who would deny that most of the educating nowadays is one-sided? It develops the mind, granted; but the mind is only one of the two faculties of the soul.

Even at that, "modern" education fails to fully educate the mind. Truth is the object of the mind. God, the beginning and end of all truth and knowledge, should therefore be at least mentioned in every schoolroom. But—the teacher dare not speak about God, the Author of truth, Who is truth itself; nor must the teacher make mention to the children of religion, which teaches the children their duties towards the God of Truth, Justice and of Charity.

Reading, writing, spelling, arithmetic, etc., are not going to make men honest, pure, law-respecting and God-fearing; they will not make a man a faithful husband, nor a woman a good wife; in other words, they will not fit the person even for this life. Religion is therefore necessary, if any education is to be complete.

MARIENBOTE

CATHOLIC FAMILY MONTHLY JOURNAL

Vol. XII. September, 1944. No. 12.

CONTENTS

The Marienbote is edited and published monthly with episcopal approbation by the Oblate Fathers of St. Mary's Province at the Marian Press, 922-24 Victoria Avenue, Regina, Sask. — Subscription: $1.00 a year.

Seasonal Thoughts

The Spiritual Revival

We are passing through a most eventful time. The rapid chain of events leaves us struggling with the problem of understanding the times. Yet from out of the seemingly hopeless tangle a few thoughts and reactions can be grasped and expressed. One of the foremost is the growing conviction that the world is entering upon one of the greatest spiritual revivals it has yet witnessed.

Evidence of a revival of faith is apparent in many fields. We need not have recourse to purely religious papers to establish this fact. Secular magazines and papers frequently carry religious articles, which shows that people desire to read and hear what religion has to say. The movies, which before had carefully avoided anything with a religious tone, now find that people demand religious films and flock to see them. Men and women who but a few years ago failed to see the necessity of prayer and religion now practise daily devotions. Chaplains of the armed forces are enthusiastic in praise of the spirituality our boys and girls manifest. And although our civilian population does not have the immediate pressure which actuates those facing death, there is a very noticeable quickening in its interest in things spiritual.

Yet the world is far from being truly religious and Christian. There are millions of people who live as though God does not exist. We notice this in our neighbours — yet how about ourselves? Do we always think and act as though we knew that God was intimately present to us? Do we do the good which we know should be done? Do we make the things of God our chief concern? If we did then perhaps God's peace would descend more easily into the hearts of all men.

To make the things of God our chief concern is to become imbued with the spirit of Catholic Action. The Church has her missionary Orders and Agencies but they are insufficient for the work of today. Every Catholic layman has work to do either as a member of some organized activity or as an individual. There are several means whereby he can soon increase the spiritual tempo in his immediate neighbourhood.

The first is that of example. No amount of words can bear as much good fruit as the force of persistent good examples. One who lives his faith will soon make his faith live in others.

Another means is that of inviting others to participate in Catholic activities especially in attending Holy Mass. It is surprising how many would welcome such an opportunity to know more about our religion.

A third means of doing this is to spread Catholic literature into as many homes as possible. There are still many families who do not know of the existence of such reading material.

A further means is to invite others to listen to Catholic broadcasts. Many a soul has been helped back to spiritual paths by listening to sound doctrine ably explained and defended.

If we would ensure that our efforts will not be in vain, then we will clothe them about with prayers and good intentions. Such a program of Catholic Action will surely bear results — and we will furthermore have the satisfaction of knowing that we too are helping in this spiritual revival which we hope to see extended over the whole world .

The Most Holy Name of Mary



By ANTHONY GAMBLE, C.PP.S.

From the earliest ages of Christianity the Most Holy Name of Mary has always received a special cult. At first this devotion was limited to particular parts of the Christian world, but in the year 1683 the Roman Pontiff Innocent XI, on account of a signal victory gained at Vienna in Austria, obtained through the protection of the Virgin Mary, over the most inhuman tyranny of the Turks, ordered the Feast of the Most Holy Name of Mary, to be celebrated every year in the universal Church as a perpetual memorial of that great deliverance.

The name Mary has many significations; it means "the beautiful", "the magnificent", "the perfect one", "bitter", "Lady". St. Bernard in one of his sermons says that this name means "star of the sea." It is aptly applied to the Blessed Virgin, he continues, "for just as a star sheds its beams without any decay on its part, so the Virgin brought forth her Son without damage to her virginity. Neither does the beam lessen the brightness of the star, nor the Son the inviolateness of the Virgin. She is then that famous star which rose out of Jacob, whose rays light up the whole world, whose brilliance both gleams in heaven, and penetrates hell; also flooding the earth with light, warming minds rather than bodies, fostering virtues, melting away sins. She, I say, is that bright and splendid star, lifted of necessity above this vast and boundless sea, glittering with merits, enlightening by her example."

To those striving for Christian perfection the Name of Mary calls to mind her who is the example par excellence, the star that illumines the way to the kingdom of heaven. She is always ready to help with words of wisdom and encouragement those who come to her. We approach her with confidence, for we recognize Mary as the Virgin most merciful, the Virgin whose purity we should try to imitate, the wise Mother of prudence and good counsel, the calm refuge of sinners, and the tender comfortress of the afflicted. She is our Queen and Mother, and in the courts of heaven, next to the name of Jesus, her name is most powerful.

Mary, the inviolate Virgin Mother of God, is most dear to us as our Mother who is ever ready to intercede for us before the throne of the Eternal Father. It matters not how often we ask her to help us; it is her delight to do so, for she is the Help of Christians. We need her help always to be a Catholic, a true follower of Christ, and especially in the hour of death do we need her assistance, that she may ward off the evil spirits who seek to deprive us from reaping the reward of our blessed labors.

Because Mary is His Queen and Mother, her intercession with Jesus is most powerful. Indeed, her Name alone has destroyed all heresies: "Rejoice, O Virgin Mary, thou alone hast destroyed all heresies in all the world." In the designs of Divine Providence it is through Mary that all men are admitted to the heavenly Jerusalem. All our prayers, be they directed to God or to some saint, go first to Mary, the mediatrix of all grace. To her do we owe a debt of gratitude for all the favors we have received from the hand of God; to her must we cling always, for she is the Mother of mercy, our life, our sweetness, and our hope.

To call upon Mary is to be certain of receiving mercy and sweetness of life eternal with her and Jesus. The Name of Mary soothes and strengthens the soul that labors in sorrow and in difficulties. Her name softens the hardness of our heart and inflames it with love of God and of neighbor. When we are weak, the Name of Mary gives us fortitude; in the darkness of error her Name enlightens our

mind and strengthens our Faith. Well does the Litany of the Blessed Virgin call her the Cause of our joy and the Queen of peace.

The troubled business man and the frantic housewife, tossed upon the storms and tempests of worry and unrest, find peace and courage in the Name of Mary. In temptation we look to Mary, the Star of the Sea, and in the brightness of her light we are led to safety. When the waves of pride, or ambition, or detraction, or jealousy, seek to engulf us, we find humility in the Name of the lowly maid of Nazareth. During those crucial moments when our mind is agitated by anger, by avarice or temptations we find relief in the Most Holy Name of Mary. When we are troubled by the enormity of our crimes, and are confused by the blackness of our conscience; when we are terrified by the horror of judgment and begin to be swallowed up in the bottomless pit of sorrow or the abyss of despair, we find grace and consolation in the Name of Mary.

Following Mary, we do not stray from Christ and His Mystical Body, the Church; praying to her, we do not despair, but gain the hope of a reward; thinking of her, we do not get lost in the errors of the day, but believe more firmly the truths of Christ proposed by the Church. If we are supported by her, we do not fall; protected by her, we do not fear; led by her, we do not tire. What need have we to become discouraged, to be restless or bitter? We are the children of Mary, and just as a child turns to its mother in all things, so also should we instinctively turn to Mary, the most compassionate, the most understanding, the most loving of all mothers.

The saints, wise in the art of living a happy and contented life, urge the frequent repetition of the Name of Mary, that we too may partake of a holy, joyous life. The Rosary was dear to them, because it enabled them to send forth to the throne of their Queen the simple, loving prayer of praise and petition of a child, and brought down upon them blessings of joy and peace. It is the Name of Mary that has brought back to the bosom of the Church countless numbers of souls, who in their pride had turned from their only haven of security, but who also found it impossible to give up their devotion to this one woman, whom they knew to be their Mother.

When we call upon the Name of Mary, so sure are we that she will hear and help us, that we pray: "Remember, O most gracious Virgin Mary, that never was it known that anyone who fled to thy protection or sought thy help was left unaided." Like her Son, it is her delight to be with the children of men, listening to their joys and their sorrows, encouraging this one, gently chiding that one, but to all she gives her wholehearted assistance, for there is still ringing in her ears those last loving words of the dying Saviour, when He gave her to be the mother of all mankind: "Woman, behold thy son!"

Mary has been most generous to us her children; many times she has obtained for us hidden graces which prevented our falling into sin; often she has snatched us from the path of danger. She is our model in all things; she is our ideal. We cannot love Jesus Christ without loving her; we cannot love her without loving God. Mary's greatness is a mirror of God's own greatness; her glory is but a reflection of God's glory. Her Most Holy Name calls to mind all that she is, all that she stands for. Our love for her and our trust in her help is expressed most beautifully in the Hail Mary, when we pray to her: "Holy Mary, Mother of God, pray for us sinners now and at the hour of our death."

Catholic Action . . .

Catholic Action will be an action which will embrace the whole man, in his private and in his public life, and assure him the best religious and social formation, that is, an appreciation of his faith, a profound piety, a life of integrity, and all the virtues which form the necessary foundation for a participation in the apostolic work of the hierarchy.—Pius XI.

Catholic Action is the outward expression of solid interior formation. It is the uncontrollable overflowing of intense love for Jesus Christ and for souls redeemed by His Precious Blood, love which leads to the imitation of His life of prayer, of sacrifice, and of unquenchable zeal.—Pius XI.

Baptism imposes a duty upon us, since by it we become members of the Church, the Mystical Body of Christ. Among the members of that Body—as of every other body—there must reign a unity of interest and a mutual exchange of life. Each of us must help the other, none should be inactive, but all should give as well as receive. Just as every Christian enjoys the supernatural life which flows in the veins of the Mystical Body of Christ, so too, every Christian should transfuse some of his life into others who either have none or only a modicum.—Pius XI.

The Way You Get Used To It

They called Ted Stewart, moody newsman on our paper, anti-social because he didn't believe in anything. In neither God nor man, religion nor love. He was a "tough" reporter—even we, who liked to pretend we were tough guys, had to admit it.

Only Kay, who worked beside us, wouldn't believe it. "Tough?" she said. "Nobody's tough, like that . Somebody hurt Ted once—hurt him mighty bad. I know even his heart must cry out for love and affection."

Love—for that woman-hater? We smiled at Kay.

And then, one night, the kid came ...



I remember it was sleeting that night. A wild winter wind screamed down the avenue. Inside the editorial rooms it was warm and oddly still. Most of the reporters had gone home; Ted and I, on the night shift, lingered ... smoking, waiting. The night editor had a sign over his door which read: ATTENDING TO PERSONAL CORRESPONDENCE. That meant he was catching two hours' sleep. Only in event of a big story did we dare rouse him.

"What's life?" Ted was musing moodily. "Eat to work; work to eat. Little midgets running hither and thither under the stars. And their earthly accomplishments summed up by a handful of dust. Life!" He laughed harshly.

I looked at him through a wreath of smoke. "Ted, there must be a plan. It just didn't happen."

"Plan?" He grinned mirthlessly. "Yeah, and who'll ever comprehend it? An earth and a solar system; a solar system and another beyond that; another beyond that—and what's at the end of it all?" He relit his pipe. "You're a Catholic, Johnny. Sometimes I pity you. Sometimes I envy you. At least you've got a theory."

"Yeah; and it boils down. You lose everything trying to comprehend all. Start the other way. I'm important—maybe the most important thing in the plan. I've got a spirit; that doesn't go to dust. And what's life? Love and laughter, mercy and charity—things of the spirit. That's what makes it worth while ... here."

Ted shrugged, said nothing. Down the avenue the procession of headlights moved swiftly.

Suddenly, against the background of wind and driving sleet, the door opened and the little girl came in.

She was about four years old, chubby and serious-eyed. I guess Stewart and I just stared at the little figure so bedraggled and cold. She didn't even have a bonnet. Just a thin sodden dress, a pair of little black bootees very much worn.

She came over to Stewart who was looking at her as if he were seeing a ghost. She grinned at him forlornly. "Hello, daddy," she said.

"Daddy?" I began to gather my wits about me. "Hey, what've you been holding back?"

Stewart glared at me. "Don't be funny, Irishman." He knelt down on the floor, looked gently at the tow-headed little waif. I never thought how odd he looked—gentle!

"Honey," he said softly, "I'm not your daddy."

"Yes, you are," she said very distinctly. "Tos my mamma said so."

"Your mamma?"

The little head nodded. "She said you had don away and some day we would find you." She added simply, "I'm told."

Cold—she was shivering. I jumped up while the dazed reporter scratched his head.

"She's lost. We've got to get those clothes off her, get her warmed up." I thought of Kay and jumped for a phone. "Hey, Kay!" Her sleepy voice answered. "Listen, we got a baby. Can we take her over there and get her warm?"

"You got a—" Kay awoke too. "Have you been drinking, Johnny?"

I said, "Light of my life, don't be funny. We're coming over. Warm some milk." I hung up.

Ted had the child clumsily in his arms. She was crying now, pained by the heat. He glared at me some more, as if it wasn't right that he should be seen holding a little child.

"Well, let's get going."

"Look, Ted, let's consult the old man—"

"To perdition with the old man. What does he know about babies?"

"Maybe her folks are outside—"

"Nuts! Nobody let a kid get away from them in this storm. Get going."

I got. We started up a press car, hit like mad through the treacherous streets for Kay's. Stewart held the frightened little girl in his arms, crooning in the awfullest voice I ever heard—crows excepted.

We burst into Kay's cosy rooms, dripping rain all over the shiny linoleum. Kay, in a blue dressing gown, met us with a bowl of warmed milk. She looked dumbfounded.

"Johnny," she said, "since I've known you I've come to expect anything, at any ungodly hour of the night. All I'll never be able to stand is you barging in here some night with a wife."

"For gosh sakes, stop mushing," Stewart growled, "and change this kid's clothes."

by
John P. Gillese

Kay wrapped her up in some feminine garment, fed her milk; and Stewart paced the room like a father in agony. Once fed, Susie (she managed to tell us that much about herself) started to cry again.

"I want him," she wailed; and Kay gave her to Ted.

He gave us a defiant look, held the little girl close to him, crooned some more unlovely singing; and Susie went to sleep.

"You look right at home, dad," I said.

He turned on me savagely. "Bright, aren't you? What do you want me to do? Take her out on an ash heap and kill her?" Susie moaned, and he started rocking her again. "Hush, baby, hush now. Everything'll be okay. Don't you worry."

"And now," said Kay, "just what are you going to do?"

I said, from long experience as a police reporter, "Take her down to the police station—"

"What do they know about babies?" Stewart looked at us witheringly. "You phone the police, brother. I'm going back to the office with her—if I can borrow a blanket from you, Kay, I'll watch her."

They say that when the night editor finished his "correspondence" he came out and saw Stewart and the baby—and fainted. But sometimes they stretch things around a paper.

Next day there was a near-war at the paper. The chief wanted Stewart to do a story, and he wouldn't budge. Said he couldn't leave Susie till someone came. The police broadcast repeatedly, and nothing happened. They sent a woman down to take Susie there, and Stewart told her to get somewhere out of there as fast as she had come. Between Kay and him, Susie was somehow taken care of.

That night a Chinaman I knew phoned me. He ran a rooming house; and he'd just found one of his tenants, a young woman, dead. I rushed down there. The police were already on the scene and Captain Donovan had things figured out.

"There's your story, Johnny," he told me. "This girl's been slowly dying for a year—coroner says malnutrition, but from her diary I'd say heartbreak. Can't trace her at all. Registered as Sally Smith, obviously an alias. Stranger to the city. No addresses of relatives, no former addresses—not a clue. The baby's hers."

"And what happens to the kid?"

He shrugged. "If no relatives appear, an institution."

I hurried back, and a haggard Stewart met me. I told him the facts. A strange gleam came into his eyes. He went slowly to a phone. I picked up an extension.

He called the police. "Say, if nobody comes, could anybody adopt that kid?"

The policeman (who knew Stewart) and I both choked.

"I guess so. Of course, if he's of good character—"

"Well, I'm of good character, ain't I?"

"All newsmen," said the cop, "are slightly nuts. You're the worst I've ever met."

"Oh yeah!" I growled. "If it wasn't for us, you flatfeet would sit back—"

"Hey!" The cop was grinning, I bet. "Am I on a radio hookup? Anyway I'm no adoption authority."

★

So Ted Stewart, who didn't believe in anything, adopted a baby. I think that guy prayed in those first desperate days while we waited. When somebody called, thinking Sally was his or her relative, Stewart pounded away at his typewriter, smoking savagely.

"You don't want anyone to come, do you, Ted?" Kay asked him; and he growled about dam-fool women with their crazy ideas—and didn't deny the fact.

Alone with me, Kay was soft-eyed. "Johnny, it's so wonderful! Ted was so lonely—the loneliest guy in the world. And now he has love."

I sucked slowly on my pipe, trying to see the future—wishing, unhappily, I was clairvoyant. "Kay, that Sally Smith must have had some relatives. Remember that daddy Susie talked of ... suppose he comes some day?"

Kay bent her head. "Maybe I'm sinful," she whispered tightly, "but I hope he never does. Poor Ted ..."

★

Ted Stewart changed. Oh, he didn't get out and embrace us. He didn't quit laughing about God. But the hard look was gone from his eyes.

He hurried away from the paper each night to the big motherly Polish girl he had hired to look after Susie. When he went in, he never came outside till morning again. Katie used to tell Kay and me how he played with that kid, rolling on the floor with her, showing her pictures, helping her undress and dress dolls, singing her to sleep.

"Ain't he got an awful voice, Katie!" The thought of Stewart singing anyone to sleep used to half kill me.

But Katie looked indignant. "Why, I think he has a lovely voice!"

Maybe, as Kay witheringly rebuked me, it's all in the way you get used to a thing.

Saturday afternoons Katie used to bring Susie down to the paper so that she could go exploring the city with Stewart. She'd run over to Ted, her face lit up, and he'd hug her; and nobody ever looked at them. Sacrilege is sacrilege.

They say the chief, coming into the room with a sheaf of copy, growled something that first day —and Susie went over to him and told him he was almost as nice as her daddy. And after that, they say, the chief would be always buying the most ridiculous big presents and gruffly sending them home with Ted. That from the chief who was always telling us not to get too much tomfool mushiness into our stories!

Like fleeting shadows the days passed down the avenue. A scoop here, a holiday there, assignments out of town. Ted kept to himself and Susie; the paper almost forgot the strange attachment.

And then one evening in September, Stewart spoke to me as I was climbing into my trench coat to leave.

"Johnny." He seemed awkward. "Susie's going to school."

"No!" I was surprised.

"Yep!" He was beaming, trying not to show it; but the pride was there in his eyes. More than pride. The soul of a man—a soul that finds, at last, that someone cares for it above all earthly things.

"Er .., I gotta see about her getting religion," he continued awkwardly.

I lifted an eyebrow.

He flushed. "Her mother was a Catholic — police told me. And besides, you're the only religious guy I ever knew was much good."

I nearly keeled over, but he went on calmly. "And I been reading up. All genteel ladies have been brought up in convents. Even lots of girls whose folks aren't Catholics. Hollywood's kids, and so forth. When those guys, who can afford the best—"

"Ted," I interrupted, "you're not sending her to a convent?"

His face blanched. "No! I'm only telling you why she's gotta be Catholic. I want her there!" He calmed a little. "But I'm gonna get some Sisters to teach her. First though, if you don't mind, I'd like you to teach her some prayers and things—so the nuns won't think I'm a bad influence."

I almost told him what the nuns might think of a man who didn't believe in God, pleading to have his only love brought up a Catholic girl. But there was a lump in my throat and somehow I couldn't speak.

Well, as Kay often told me, the Lord uses even sinners to achieve His ends. With Stewart looking on in some awful agony I couldn't define, and Susie staring at me out of innocent blue eyes, I taught her about God.

"Now, Susie, you know God made everyone to love and serve Him on this earth and be happy with Him—"

That was easy for Susie, who knew only love. "That's why He gave me you, isn't it, daddy?"

Stewart was sweating. "Well, I ... I guess so, honey. If Johnny says so." He cleared his throat. "Now say that ... er ... that one beginning 'Our Father' ..."

Sometimes going home, I'd hear them from the hallway—Stewart leading, Susie's soft voice following him. It made me think, irreverently, of a puppy that worships its master. That was the look in Susie's eyes—only the look was of divine love ...

There was a day about two weeks before Susie's first Communion, and a big guy in a brown derby stopped me near the paper. I stiffened. I'd know a dick a mile away.

(Continued on page 35)

Rev. Father F. Lutz, O.M.I.

1903 - R. I. P. - 1944

On July 27th, 1944, Rev. Father Francis Lutz, of the Oblate Fathers, died at the Macklin hospital. He was only 41 years of age and suffered from an incurable disease since over a year. He died fully resigned in God's will, with all the blessings his religion could bestow upon him, in the company of his friends, aided to the last by his faithful and devoted nurse, who had taken care of him for many months, both at Regina and at Macklin. Shortly before his death, Very Rev. Father Boekenfoehr, Father Provincial of the Oblates arrived, together with His Excellency Rt. Rev. Bishop Pocock, the new Bishop of Saskatoon, who also bestowed his blessing on him.

Father Lutz was a man of great and exceptional gifts. Born in Yugoslavia, near Split, on the shores of the beautiful Adriatic sea, he received his education in Germany, was ordained in 1927 and came to Canada in 1933.

He had undertaken special studies in music, particularly organ music, which remained to the last his favored instrument. He was a speaker and preacher of outstanding merit. Both in his native German as well as English, which he mastered in effortless grace, he could move hearts and minds as only those can to whom God gave talent. He could play on the emotions and feelings and the mind of his listeners like an artist plays on the strings of a cello, an instrument he also mastered, as well as the violin. Those who heard him preach will never forget it and cherish the memory of these sermons, as one cherishes all things of beauty and perfection.



He had another most rare gift—a "perfect ear" as it is called in music. He could tell the key and pitch of any musical sounds he heard, which made him the excellent choir and orchestra leader he was.

After he was transferred to Regina, he was instrumental in the building of the new St. Mary's pipe organ. While a small organ, it turned out to be a marvelous and beautiful instrument. When it was finished and ready to be played in public for the first time, Father Lutz was already deadly ill, but he flew from Winnipeg to Regina, to be present and to play at the blessing of the organ. In the essence of organ playing and registration he was a master. While death was within him, and he knew it, he was still working hard to bring credit to his order and joy to his fellow men.

He was exceptionally successful in reorganizing a symphony orchestra in Regina. In the most difficult work of this type, his natural friendliness, his gift of easy "mixing" with people, and his natural musical leadership, recognized by all who practise and play music, brought him outstanding success. Catholics and Protestants alike loved to play for him in his orchestra, and after due preparation he gave a great public performance in Regina, at the Darke hall, on which occasion all Regina turned out. It was for him the last and great ovation and recognition of his long work. Another concert the following year, all carefully prepared again, never realized, as the lurking cancer struck him down into a sick-bed which he never left for any length of time again. Though even at death's door, brought to the church by ambulance, he once more did play his beloved organ.

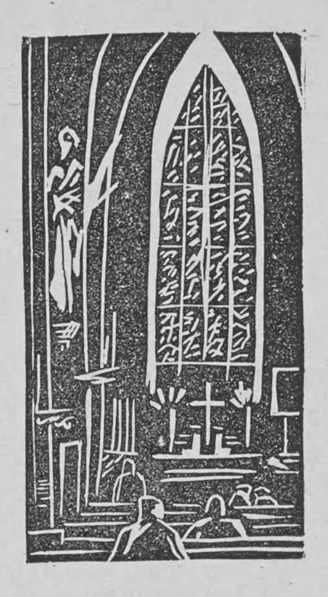
He will not touch the keys of it again. His cello, his viola and violin are still, and silent. He has left us, and the agony which he suffered for so many months, to enter the house of his eternal Father.

He went to his eternal reward and the music of the spheres but he left his friends behind and we do miss him and bewail his going. But we do not begrudge him his now eternal peace and the release from his suffering and his eternal rest. May he rest in peace . May we all meet him again.

Sunday Best

◈ Etiquette in Church

By KATHERYN ULLMEN



This is a very touchy subject. In the first place so many Catholics go to church with a chip on their shoulders — stroll in late, rush out early — that it would seem dangerous, if not actually useless, to criticize their behaviour in the slightest degree. Indeed, it is extremely doubtful whether they would respond at all to a simple plea for manners, and so I merely mention them in passing on to the devout worshippers who are the worst offenders against propriety in Church, specifically those who indulge in the histrionics which have become associated through the years in simple minds with inner piety.

Consider, for example, the Whistler. This is always a devout old lady (or gentleman) who, because of a slipping upper plate, or sheer inability to concentrate without audible lip movement, hisses her way raptly through fifteen or twenty decades of the rosary. Of course, you may hiss right back but you will only work yourself into a temper to no avail, for the Whistler is blissfully unaware not only of annoying the neighbors, but even that there are any neighbors to annoy.

Then there is the Screamer, who welcomes Benediction as an opportunity to prove that only favoritism and parish politics kept her out of the choir, when it is painfully evident to the most casual observer that hers is only a fair bathtub voice.

And, of course, I need not dwell on the Buzzer. She speaks the responses after Mass in a loud and dreary monotone that sets all around her to turning and twisting with "who-dunnit" expressions.

Unfortunately for the peace of mind of the average congregation, there is no way of quieting these noisemakers, outside of hurting their feelings, which we all hesitate to do We can't complain to an usher, because for one thing, the usher in church is not the Prime Minister without portfolio which he is in a theater,—and for another, the Whistler is more than likely your own grandmother, and the Screamer and Buzzer, your aunt or the mother of your closest girl-chum. There are no perfect strangers in a Catholic Church. But lest this thought depress you unduly, I hasten to add that there are a few annoyances which may be coped with effectively.

Suppose, for instance, you choose a pew which is guarded on the aisle by a Rugged Individualist who refuses to move over to let you in. It is quite proper to climb right over him and kick his shins as you go by. But by all means do not neglect to say pointedly, "I beg your pardon."

Sometimes otherwise intelligent parents bring their small children to High Mass. There are many excuses offered for this faux pas, and some may even quote the well-known line in the New Testament which begins, "Suffer the little children—" Now, while the Bible has been interpreted in many ways, giving rise to the numerous creeds and schisms which you all know exist, there does not seem to me to be any other reasonable interpretation of this phrase than its literal meaning. At High Mass, the little children really suffer. And so does everyone near them. One good way to deal with the situation, is to make horrible faces at the child. This will have one of two results. Either the child will be frightened and begin to cry loudly, and have to be taken out of church, or you will frighten the parents, which is even better.

The Devout Worshipper is guilty of still another glaring lack of consideration. When the rest of the congregation sits down, he goes right on kneeling, which, on the face of it should be an edifying spectacle . But how about the person in front who gets a sharp jab in the shoulder blades when he leans back? This would be bad enough without the accompanying indignity of a perfect stranger blowing down your coat collar. When this happens, most people assume that defensive crouch, half-sitting, half-kneeling, which we have come to expect of the home team on the 10-yard line. It is neither comfortable nor attractive, and parish priests without number have decried the position with eloquence and irony. There is only one thing to do in such a predicament. Simply turn around and say rather loudly, "Quit pushing."

Of course, the apt retort often proves to be a boomerang, as it did to me the other Sunday when I found myself parked beside the Snuffler. At the Credo I offered her a clean handkerchief, and instead of accepting it gratefully, as I sincerely believe I would have done in her place, she pushed me away angrily, which embarrassed me no end.

Anyone will tell you it served me right, but I do not agree. It is all very well to advise turning the other

The Way You Get Used To It

(Continued from page 32)

"Say, bud, does an Edward Stewart work here?"

I felt like saying. "He left years ago." But I didn't. I nodded, tight-lipped. "You're after his kid, aren't you?"

He looked me over, turned away.

I barred the doorway. "You got lots of time."

He looked me over very carefully. I kept hoping he'd grab me. I guess he saw that hope.

He said, "Okay, tough nut; why argue? Sally's family have been trying to trace her on two continents. They know she's dead. Now they'll want the baby."

"Why?"

"Because they've got only dogs to fuss over in their Park Avenue castle. Besides, she's a Van Sloan. Even a drop of Van Sloan blood must be gathered up."

"Why'd this Sally run away?"

"Because she married a Catholic and they didn't like it. They locked her up till the marriage could be annulled. He tried to rescue her. He was shot, accidentally."

It clicked, at last.

The investigator looked weary. "Now do I get in?"

I said tightly, "Look, fellow. Does money talk with you?"

He smiled thinly. "You couldn't touch their rates."

No. I wasn't Park Avenue.

He was getting curious. "Say, what's it to you anyway? You're not Stewart."

I played for time. "Listen. Would you come to a cafe and talk?"

"Look, brother, I got a duty—"

"You've searched long enough. Another hour won't matter."

He gave in wearily. We went down the avenue, I in the old trench coat, he in the brown derby. We went into a Chinaman's, took a secluded booth.

I said, "Buddy, have you got a wife?"

"What if I have?"

"Any kids?"

"One girl. Say! Is this a quiz?"

I said, very carefully, "Buddy, if you can imagine, do it now. Try very, very hard. I guess you've played a lot with your girl. I guess, no matter how far you've wandered, you thought a lot about her."

There was a sort of fear growing on his face.

"Suppose I told you she was killed last night."

His face drained ashen.

I continued. "She wasn't, pal. But if she was, or if someone took her from you, or if you'd lost your wife and never had anything but that kid..." And then I told him about Ted Stewart.

When I had finished, he sat for a long time staring at his untouched food. He scratched his head. "But look, haven't I got a duty—"

"I don't know," I said. "I honestly don't. Sometimes, I think, there is a law of conscience. What right have they to her? They who never walked a floor with her, who never slaved till midnight to give her the best? Who aren't even sure she exists . . . I'd say you could go back and give them the police report of Sally Smith's death. And maybe, sometimes in the years to come, the memory'll do you good."

He blinked his eyes fast. His mind seemed to be far away. He held out his hand. "Funny," he said, "I'm glad I met you . . ."

★

Easter lilies on the altar. An organ swelling out with "Faith of Our Fathers" — music that trembled through my soul. A little girl in white going down the aisle, her hands folded. Afterwards the adults, kneeling three deep behind the Communion rail.

By my side a big man kneeling, trying hard to keep the tears from his eyes. "From her I learned," he whispered. He didn't know he was praying aloud. I closed my ears to the rest, but I couldn't help hearing some. "You gave me her. I give You . . . my soul."

Big tough guy who didn't believe in anything! I smile a little. The first time I heard him singing my favorite—"Faith of Our Fathers"—I couldn't see straight.

He sounds pretty good in a choir.

---

cheek, and offering up the distraction instead of your prayers, for persistent distraction when you are trying to concentrate, is a form of suffering, and we must all suffer if we are to earn the Beatific Vision. But like all advice, it is empty of meaning without the proper application, and I fail to see how fidgeting and resentment can be as pleasing a gift to God, as happy and quiet assistance at the Holy Sacrifice.

The several distractions I have described here are no less annoying because they are petty and unnecessary. If there is an Etiquette for the Parlor and the Counting House, surely there are rules for behaviour in the House of God, over and above the actual performance of the liturgy. What is really necessary, I suppose, is emphasizing by publicity the rules everyone already knows. This should not be difficult because of our many Catholic magazines and newspapers, and the task should be the more easily accomplished by reason of the fact that the circulation of these books and papers is made up of the very people we wish to reach. A series of cartoons would do the job very nicely. The idea is offered free to any artist who is interested.

The J.O.C. Movement

◆ ITS ORIGIN AND DEVELOPEMENT

By REV. V. M. VILLENEUVE, O.M.I.
National Chaplain of the J.O.C.

The J.O.C., which is merely a time-saving way of referring to what would be translated in English as the "Young Christian Workers," has as its aim and end the spiritual and temporal well-being of young workers. This is brought about by active participation of modern apostles from these walks of life with the hierarchy in carrying out the divine mission confided to the Church by its Founder, Jesus Christ.

To understand the deep significance of this dynamic movement, we have to turn back the pages of the still infant history of J.O.C., a history which, though startlingly short, is nevertheless very eloquent, a history which records in unmistakable terms the successful march of J.O.C. toward the reconquering of the working world for Christ. It might even be likened to an up-to-date account of the Crusades.

In Belgium

Today J.O.C. is spread across the whole wide world. Yet it knew a very modest beginning. It was not created according to an idealistic plan, conceived in the abstract. No, it was born of a reality, of the extreme necessity existing in our own times. For the laying of the foundations of this great movement God raised up a man of the people, a worker endowed with a sympathetic heart, a realistic intelligence, a will strong enough to cope with and conquer every trial that would fall across his path. In fine, a man who would be the instrument of Providence for the salvation of the working class.

Joseph Cardijn, founder of Jocism, was born in Shaerbeck, a suburb of Brussels, in 1882. His parents were poor workers, faithful Catholics. From such roots among the working people sprang the vocation of this apostle of the working class.

One night when young Joseph was only twelve, his parents told him that he would have to abandon his studies and go to work in some shop. Their reasons were ample—there were four brothers and sisters, the parents themselves needed to have some of the burden removed from their aging shoulders, and Joseph was big enough to earn a living. To Joseph, however, it was a cruel blow, and his heart was in his throat as he climbed the stairs to his small room. He spent some time in prayers on his knees and then, barefooted, and his long night-shirt dragging on the floor, he went back downstairs to his mother and dad who were talking in low voices near the fireplace.

"What is the matter?" asked his somewhat surprised parents.

"Dad, I have something to ask you."

"Yes?"

"Can I keep on studying?" A look of astonishment passed between the parents.

"But don't you realize, son, that you are the oldest, and that your mother and I have been counting on you to help raise your brothers and sisters?"

"I know, Dad that's why its hurts; but . . . I . . . I have heard the call of God . . . and I want to be a priest . . ."

His mother paled with emotion, but said nothing. After a prolonged silence, his father, stemming the tide of tears that welled up in his old eyes, turned to her:

"Wife, we have been working for a long time. But that such a happiness might be ours . . . that we might be the parents of a priest . . . poor workers that we are . . . well, we'll go back to work if it is necessary."

The following morning found young Joseph Cardijn gingerly picking his way towards school. He did not have to go into a factory, he could continue his studies that would eventually lead him to the altar, that would make him a priest of God for all eternity.

Years later, while a student of Theology, Cardijn received a telegram one day with the sad news, "Dad is very sick." He raced to the Superior's room, and soon was on his way to the bedside of his dying father. There he threw himself on his knees to receive a last blessing

from "this tired old hand, wrinkled and worn out from the hard labor it had performed." As he knelt there at the side of the father who had sacrificed his life so that his son could in turn sacrifice himself for others, Joseph Cardijn vowed "that he would devote himself entirely to the uplifting of the working classes, and that, if needs be, he would even shed his life's blood in its service."

The J.O.C. was born of this oath.

The Early Years

After spending several years as a professor, Father Cardijn was appointed as assistant at a church in Laeken, another suburb of Brussels. That was in 1912. He felt that the time had come for him to put his life's dream into action, and he began doing so by consecrating every spare moment to the workers of the poor district. He kept his eyes open, listened, asked many questions. With a few young workers, not one of them over twelve or thirteen years of age, he founded the "Syndicate of Apprentices." He introduced them to the "study circle", allowing them to discover for themselves the miserable conditions in which they lived. Two years later, he chose a select group from the increased number of youngsters and inaugurated another study circle for young workers. He applied the same principles as in his first group. There were setbacks, of course, but he continued to push forward—nothing could stop him. So it was that years later, he could look back and tell his Jocist leaders: "No, my friends, don't be discouraged! I began in Laeken in 1912 with workers only 12 or 13 years old. At times — and often enough, too — I was sorely tempted to throw everything overboard. I felt like quitting—but somehow I kept repeating to myself, 'You must go on, start over'; and for every one that dropped out I strove to find a new one to replace him."

In 1915, Cardinal Mercier confided the direction of social work in Brussels to Father Cardijn. The first World War was in full fury, but it proved to be no insurmountable barrier to the priest's zeal. He found himself a prisoner on two occasions, but even from his prison cell he continued to guide the work, arranging for the meetings of the study circles by means of notes smuggled out to his faithful leaders. In fact, his imprisonment was providential, for during this enforced period of silence, he found time to outline in clear characters the general plan of the organization he had long dreamed of forming for the working youth.

In 1919, the war but a memory, he started the "Syndicalist Youth" and a newspaper. For five years he led his members through inquiry after inquiry, striving to plumb the real depth of the distress in which lived the young workers of his country. By 1924 he had come to a full realization of the environment in which the young workers lived, with both its rags and its riches. He knew, too, that the hour had struck to organize all the young workers on a vast scale, and to put them on the right road to a physical, moral, religious, and social improvement as speedily as possible. On July 10th of that year he assembled approximately one hundred priests, the directors of various organizations and the pastors in the industrial centers. To them he revealed the last detail of his program. It was adopted enthusiastically. The Young Christian Workers, the J.O.C., had come into existence, and Father Cardijn was its first General Chaplain.

In an unbelievably short time the J.O.C. spread from Brussels throughout the entire country. Within six months one hundred and fifty local sections had been founded. In March, 1925, Father Cardijn was received in private audience by His Holiness Pius XI, to explain his plan to the Father of Christendom. The Holy Father was deeply moved and encouraged the priest in these stirring words:

"Yes, young workers must be organized in great numbers ... your ambition must be to conquer the masses ... the soul of each worker is of infinite value; as long as we have not brought each and every one of them under the influence of Christ and the Church, we must feel that our mission is not completed, and we cannot rest ... Tell your propagandists and your members that the Holy Father is with them and that he blesses them."

* * *

The early successes of the J.O.C. continued unabated. Congresses held from time to time throughout Belgium drew workers by the tens of thousands. In 1935 the 10th anniversary was celebrated with an International Congress in Brussels at which one hundred thousand Jocists displayed unparalleled faith and piety. At this time it received its "credentials" from Pius XI, a seal of approval that followed the words written some months before by Cardinal Pacelli in the Pope's name, "The J.O.C. realizes a finished type of Catholic Action ... it shows that it has well understood the truth formulated by His Holiness ... that the first apostles of the workers must be the workers themselves."

(Continued in the next issue)

With Our Associates

Each and every one of us thought it all out carefully beforehand—just what we were going to do when we joined the Missionary Association of Mary Immaculate. Our plans were well laid. Our membership in the Association was "active". We took up the Associate way of life, helping others and building for ourselves a strong Christian character. But then we rested. This pausing to look back has made us inactive—robbing us of innumerable opportunities of doing good and of enjoying the full benefits of membership.

To be a real participant in the benefits of the Association it is not enough to have the intention of being a member—or merely of giving alms for the poor Missions or Students' Burse as you do when you send your regular offering. To enjoy the benefits of membership one must also pray—say three Hail Marys for the Missions and Students each day. Promoters gain additional graces and indulgences by their active support.

Are you making the most of your membership, or are you losing many valuable graces through your neglect of prayers and charity? Don't forget that your Oblate Missionaries need your prayers and help as much as you need theirs.

* * *

The falling leaves remind us that there are many who are nearing the autumn of their life span here upon earth and are desperately in need of last minute graces in order to enter within the portals of eternal life. We can help them immeasurably by our prayers and other works of kindness. By enrolling them in the Association, they will become the recipients of many extraordinary benefits. Why not do this for them before it is too late?

* * *

An invitation is extended to all Associates to send in news that might be of interest to others. This is to be your page—so make it yours by sending us your news and contributions.

* * *

Your prayers are requested for the repose of the soul of Mr. Henry Bosch of Fox Valley, Sask., who passed away on July 15th, 1944. R.I.P.

Word has been received that Very Rev. Fr. Pietsch, O.M.I., Assistant General, is very sick. On May 25th, he was taken to the hospital; and in the first week of July he was again rushed to the hospital at midnight for an emergency operation. We are asked to pray for him.

It May Interest You . . . .

DIRTY DISHES

By Marie Medora

Thank God for dirty dishes!
They have a tale to tell,
And judging by the pile I have,
We're living very well!

While other folks are hungry,
I have no heart to fuss
At such a stack of evidence
That God is good to us.

No one can consider himself properly adjusted to life unless he is able to get along with other people . . . . Notice the people that we commonly call 'good mixers'. What do we find? That they usually appear the happiest and seem full of the joy of living. And if you search deeper still into their natures, you will find that they are generous, sincere, sympathetic, unselfish and trustworthy.

Their happiness does not come directly from their contact with others. It is rather the outcome of the qualities I have just mentioned. For it is almost impossible to have these qualities and, at the same time, hold oneself aloof from one's fellows.

In solitude we can formulate our ideals, take stock of ourselves, and refresh our souls. But only in contact with others can we practice, and build up, those attributes that go to make up character and personality.—Wilfrid Northfield in Irish Digest.

The pupils of a Catholic elementary school were being given a routine examination by the board of health physician.

One poor little fellow came into the classroom after his examination looking rather downcast. The Sister called him aside, and asked him:

"What did the doctor say to you, Joe?"

"Sister, he said to me: 'What a miserable little specimen you are'." The little fellow hesitated for a moment, and then said, shyly: "But he didn't know that I'd just made my First Holy Communion, Sister."

The Question Box

Only signed letters will be answered

One reads and hears much pro and con about the question of marriage during war time. Which view is the correct one?

War has and no doubt will put an end to many things at least for "the duration," but it will hardly put an end to romance. However, there may be some limitation for the very obvious reason that it takes two for a romance and too many of the important actors are occupied with the very important duties of military service. However, necessity is the mother of inventions, and so youthful hearts would have priority and settle the question in short order.

This "short order" is the problem. One can order a meal on "short order" and still have a good meal. One can take a chance on that for the simple reason that one is quite ready again for another meal before many hours have become history. This cannot be done in marriage. Cupid would never get around.

No single and general answer can be given to this all important question. Neither has the Church given any norms of either forbidding or encouraging marriage during times of war. Hence it is largely a question of prudent judgment after all things have been considered. Each individual case must be considered singly. At all times has the Catholic Church advised and encouraged that some time be spent in courtship for the purpose of assuring a happy and lasting marriage, since marriage lasts for life and not for the fanciful whims of the two parties concerned. A hasty marriage is never advised whether in times of peace or of war. Thus it would hardly be prudent to hurry the wedding day, just because the draft board has called, especially when the characters of the two important persons concerned are not sufficiently known to each other. Connected with this is the fact that long periods of absence contain dangers. However, in the case where two have known each other for a long time and would have married shortly even if there had been no war and where all the probable questions that might arise have been considered by them, it might be quite in order to marry before the husband joins the service of the flag on the battle front.

In general, one would prudently discourage though not forbid marriage at this time, and one would suggest that where prudence was necessary before, it is twice as necessary now. Of course this still has not solved a big problem of the heart.

So many people make fun of anyone wearing black for their dead. Why did most people quit wearing black as mourning? The priest, altar boys and the church are all in black for a funeral. Please explain.

It is a good thing that the Church need never worry about coming in modern dress. She is not subject to modern changes, and so she still vests her priest, altar boys, etc., in black at the time of a funeral. The black color is used to show our sorrow and sympathy on the occasion of a funeral and the office for the dead. Why people have stopped wearing black on those occasions, I do not know, but wonder if the reason might not be found in the fact that they want to forget, if not the dead, then at least death and its wholesome truths.

Oblate Notes . . .

During the course of the month, Very Reverend Father J. Boekenfoehr, O.M.I., announced the following appointments:

Editor of the Marienbote: Rev. Fr. H. Krawitz, O.M.I.

Associate Editors: Rev. Fathers Ph. Funke, O.-M.I., J. Schneider, O.M.I., G. Walliser, O.M.I., J. Walliser, O.M.I., J. Peters, O.M.I.

Provincial Director of the Missionary Association: Rev. Fr. H. Krawitz, O.M.I.

Business Manager: Rev. J. Peters, O.M.I.

* * *

Rev. Father J. Switallo, O.M.I., Superior at Battleford; Sask. Assistants: Rev. Fathers G. Kuckartz, O.M.I. and J. Simon, O.M.I. Bursar: Rev. Father J. Warnke, O.M.I. Assistant Bursar: Rev. Father F. Hermann, O.M.I.

Rev. Father C. J. Holick, O.M.I., Superior of the Rama District. Assistants: Rev. Fathers A. Sylla, O.M.I. and Fr. Wecki, O.M.I.

Rev. Father P. Bieler, O.M.I., Superior of the Prelate District. Assistants: Rev. Fathers Peter Leibel, O.M.I. and J. Schneider, O.M.I.

Rev. Father K. Meyer, O.M.I., Superior of the Kerrobert District. Assistants: Rev. Fathers C. Groetschel, O.M.I. and P. Habets, O.M.I.

* * *

Rev. Fr. S. Baderski, O.M.I. to Melville pro tem.
Rev. Fr. F. Kosakiewicz, O.M.I. to Vancouver, B.C.
Rev. Father P. Hilland, O.M.I., pastor of Little Britain, Man.
Rev. Father H. Bermel, O.M.I. to Goodsoil, Sask.
Rev. Father Pius Leibel, O.M.I. to Regina, Sask.
Rev. Father M. Schatz, O.M.I. to Allan, Sask.

* * *

Rev. Father N. Warnke, O.M.I., Army Chaplain, writes that he is with the troops in Italy and that he has been in Salerno and Naples.

Have you heard these?

Sandy: "Here's a ticket to the magician's show tonight, Maggie."

Maggie: "Thank ye, Sandy."

Sandy: "And Maggie, when he comes to that trick where he takes a teaspoon o' flour and one egg and makes 20 omelets, watch very close."

* * *

Young Father: "In your sermon this morning you spoke about a baby being a new wave on the ocean of life."

Minister: "That's right."

Young Father: "Don't you think that a fresh squall would have been nearer the truth?"

* * *

Two small boys were discussing the capabilities of their mothers, who were active church members.

"My mother can talk on just about any subject," one had declared proudly.

"Aw shucks," retorted the other, "my mother can talk without any subject at all."

* * *

Rastus: "What do that there word 'matrimony' mean?"

Mose: "That ain't no word—that's a sentence, man!"

* * *

"Here comes a friend of mine. He's a human dynamo."

"Really?"

"Yes, everything he has on is charged."

* * *

Willie got very tired of the long sermon at church.

"If we give him the money now, ma, will he let us go out?" he asked in a loud whisper.

The condemned, a negro, stood before the judge. The trial had been a dramatic one. The judge said to the prisoner: "Sambo, have you anything to say before you die?"

"Yah sah, judge, ah wants to say that this will teach me a lesson for de rest of mah life."

* * *

"Halt," yelled the sergeant to a new squad of recruits. But one of them marched on.

"Here, Jones, what were you doing before you joined the army?" yelled the sergeant.

"A horse driver, sir," replied Jones.

When the squad was marching again the sergeant cried: "Squad halt! Jones, whoa."

* * *

This was in London.

"Fare, please." The passenger paid no attention. Again the conductor said: "Fare, please." Still the passenger was oblivious. Then spoke the conductor: "By the ejaculatory term 'Fare' I imply no reference to the state of the weather, the complexion of the admirable blonde in the contiguous seat, nor even to the quality of the service given by this philanthropic corporation but I merely allude in a manner perhaps lacking in delicacy but not in conciseness, to the monetary obligation set up by your presence in this car and suggest that you liquidate."

And so the fare was paid.

* * *

Parson: "Do you know the parables, my child?"

Johnny: "Yes, sir."

Parson: "And which of the parables do you like best?"

Johnny: "I like the one where somebody loafs and fishes."

First Visitor: "These cakes are hard as stone."

Second Visitor: "Sure: didn't you hear her say, 'Take your pick" when she passed them around?"

The Students' Burse . . .

"To help a poor boy become a Priest and Missionary is more pleasing to God than building a beautiful church or donating an altar of fine marble."

● A BURSE makes it possible for a poor student for the priesthood to receive the necessary instruction.

◉

● A BURSE is a permanent support and investment, one that will always redound to the generosity of the donators.

◉

● GIVE towards this Students' Burse and perform a fine act of Christian Charity! Gain for yourself a remembrance in countless Masses of Oblate Priests who must needs remember those who in their charity made it possible for them to become Ambassadors of Christ!

Previously acknowledged	$706.45
Mrs. & Mrs. Ralph Schaechtel, Grosswerder, Sask.	1.00
The Sisters of the Precious Blood, Regina, Sask.	2.00
A Friend, Odessa, Sask.	5.00
Mrs. Otto Schwan, Fox Valley, Sask.	1.00
Mrs. Lilly Draude, Naicam, Sask.	5.00
Mr. Alex Stang, Macklin, Sask.	6.00
A Friend, Regina, Sask.	1.00
Anonymous, Regina, Sask.	1.00
Total to date	$728.45

◉

Please address your contribution towards the education of a priest to:

The Director of the Missionary Association of Mary Immaculate
c/o Marian Press — 924 Victoria Ave.,
Regina, Sask.



To: THE MARIAN PRESS,
922 Victoria Ave., Regina, Sask.

Enclosed please find the sum of $..........................
($1.00 per year) to pay for my new (or renewal) subscription for a period of ....

Name ....

Address ....

